P Z 1929. 8175

Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

29. Jahrgang

Heft 1

Aus dem Inhalt

Prof. D. W. Thimme, Der Weg der protestantischen Theologie durch das letzte halbe Jahrhundert / Arthur Schneider, Luthers Kleiner Katechismus in katholischer Beleuchtung (Schluß) / Dr. Ohlemüller, Die preußischen Kirchenverträge / Staudte, Wissenschaftliche Rückständigkeit (Eine Entgegnung) / Generalsuperintendent D. M. Schian, Umschau

Herausgegeben von D. Fahrenhorst-Berlin und D. Hochstetter-Berlin-Niederschönhausen

Verlag des Evangelischen Bundes

Januar Berlin W 10 1930

(IV 52)

23. JAN. 1930
PR. STAATSBIBLIOTHEK

Inhaltsverzeichnis.

1. D. Hermann Scholz † . . . . Seite 1
2. Kundgebungen des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes und des Internationalen Verbandes zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus . . . . „ 1 u. 2
3. Prof. D. W. Thimme, Der Weg der protestantischen Theologie durch das letzte halbe Jahrhundert . . . . „ 3
4. Lesefrucht . . . . „ 10
5. Arthur Schneider, Luthers Kleiner Katechismus in katholischer Beleuchtung (Schluß) . . . . „ 11
6. Dr. Ohlemüller, Die preußischen Kirchenverträge . . . . . . „ 15
7. Staudte, Wissenschaftliche Rückständigkeit. (Eine Entgegnung) „ 19
8. Generalsuperintendent D. M. Schian, Umschau . . . . „ 25
9. Zur Umschau . . . . „ 29
10. Deutsch-protestantische Bücherschau . . . . „ 33

Die folgenden Nummern werden u. a. bringen:

Karl August Deubner, Das Leben der Argula von Grumbach. — Professor D. Bornemann, Augustinus (Anläßlich der 1500. Wiederkehr seines Todestages). — Kappus, Die Geschichte der Augsburger Konfession. — Professor D. Mulert, Die Bedeutung der Augsburgischen Konfession. — D. Hochstetter, Die religionsgeschichtliche Stellung des Bischofs Sailer. — D. Koch, Georg Schärer, ein Märtyrer im Lande Salzburg. — Fr. Helb, Die Austreibung der Deferegger 1623. — Joachim Ahlemann, Ferdinand III., der Heilige. Ein ultramontanes Geschichtskapitel. — Professor Ewald Früh, Astrologie und Christentum.

Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Bezugspreise von 6 Mark.
Preis des Einzelheftes 0,50 Mark.
Zuschriften sind zu richten an: Schriftleitung der „Wartburg"
Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 2a.

Die Wartburg

Deutsch-Evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. K. Eckardt in Altenburg (S.-A.)

Herausgegeben von D. Fahrenhorst-Berlin und D. Hochstetter-Berlin-Niederschönhausen

29. Jahrgang   Berlin, Januar 1930   Heft 1

D. Hermann Scholz †

Am 28. Dezember 1929 ist der verehrte Präsident des Evangelischen Bundes, Geheimrat Professor D. Hermann Scholz, im Alter von bald 77 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen. Auch „Die Wartburg" trauert herzlich und aufrichtig um ihn. Er war ihr ein Freund, der allezeit in treuer Sorge mit gutem Rat für sie eintrat, und dem ihr Werden und Gedeihen Herzensangelegenheit war. Sein Andenken wird auch bei uns unvergessen bleiben.

Die Schriftleitung der „Wartburg":
D. Fahrenhorst. D. Hochstetter.

Kundgebung

des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Wir stellen fest, daß die Verträge zwischen Preußen und seinen evangelischen Landeskirchen, die bei dem Abschluß des sogenannten Konkordats mit der katholischen Kirche von der preußischen Staatsregierung und vom preußischen Landtag im Juli 1929 feierlich zugesichert wurden, immer noch nicht zustande gekommen sind. Eine weitere Verzögerung gefährdet aufs schwerste den inneren Frieden unseres Landes. Wir fordern mit dem evangelischen Kirchenvolk Preußens und dem deutschen Gesamtprotestantismus eine baldige ehrliche Erfüllung der gegebenen Zusage.

Berlin, den 4. Januar 1930.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Kundgebung

des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes und des Internationalen Verbandes zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus.

Der Papst in Rom hat in einer am 8. Dezember 1929 vor dem versammelten Hofstaat und zahlreichen Gästen gehaltenen Ansprache dem amtlichen „Osservatore Romano" zufolge u. a. erklärt: „Der Katholizismus strahlt in hellem Licht, während der Protestantismus von Verfall zu Verfall sinkt in einem Maße, daß in so vielen Seelen, die sich der Wahrheit nicht versagen, die Sehnsucht nach einer heilbringenden Rückkehr zur katholischen Kirche immer lebhafter wird. Diese Rückkehr macht sich immer mehr und besser bemerkbar."

Und in einem in den gleichen Tagen dem scheidenden Nuntius Pacelli bei seiner Durchreise durch München im Namen des bayerischen Episkopats überreichten Schreiben des Münchener Erzbischofs, Kardinal von Faulhaber, heißt es: „Eure Exzellenz haben durch Ihre persönliche Vornehmheit und Geistesüberlegenheit, durch das **fortiter in re et suaviter in modo** das Ansehen des Papsttums im deutschen Volk auf eine Höhe erhoben, die für das Geburtsland der Reformation eine Gnade bedeutet." Der „Osservatore Romano" bringt hier sogar den verschärfenden Ausdruck: „Für das Geburtsland der Pseudoreformation."

Vor einer eingehenden Prüfung fällt die päpstliche Aeußerung in sich zusammen. Wir weisen ihr gegenüber hin auf das sorgenvolle Ringen der katholischen Kirche um die Kreise der Gebildeten und Arbeiter und stellen fest, daß der Protestantismus, um von anderem zu schweigen, schon nach der konfessionellen Statistik bei Konversionen und in den Mischehen ein wesentlich günstigeres Bild zeigt. Vor allem aber müssen wir schärfste Verwahrung einlegen gegen das über den Protestantismus gefällte oberflächliche, unsachliche und auch im Ton verletzende päpstliche Werturteil. Es wird im deutschen Protestantismus wie im Weltprotestantismus als ehrenrühriger Angriff empfunden und bedeutet eine um so ernstere Störung des konfessionellen Friedens, als dieser Angriff von maßgebendster katholischer Seite kommt.

Das gilt um ihrer religiösen Beziehung willen in noch stärkerem Maße von der Aeußerung des Kardinals von Faulhaber. Wir stellen zunächst in Bestätigung unserer Voraussage fest, daß der Abschluß des sogenannten Konkordats mit Preußen im römischen Katholizismus vor der Weltöffentlichkeit als ein Triumph der römischen Kurie über den preußischen Staat und den deutschen Protestantismus empfunden und gefeiert wird. Im übrigen gibt es eine Gnade, die durch Steigerung des päpstlichen Ansehens zuteil werden soll, für evangelische Christen nicht. Wir anerkennen für uns nur die Gnade, die Gott uns durch Jesus Christus hat erscheinen lassen, und die uns in der Reformation, die vor dem Richterstuhle der Geschichte selbst für den römischen Katholizismus keine Pseudoreformation war, neu verkündet ist.

Berlin-Lund, den 4. Januar 1930.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Der Vorstand des Internationalen Verbandes zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus.

Der Weg der protestantischen Theologie durch das letzte halbe Jahrhundert.

Die gegenwärtige Lage der protestantischen Theologie in Deutschland ist ohne Frage verworren und gefährlich. Man orientiert sich nur schwer und gibt sich nicht ohne Grund Sorgen und Befürchtungen hin. Doch möge gleich zu Anfang die Erwägung beruhigen und ermuntern, daß eine verwirrte Lage nicht hoffnungslos zu sein braucht. Aus Chaos und Nebel kann auch ein leuchtender Stern geboren werden. Wirklich hoffnungslos ist die Lage der katholischen Theologie.

Die schwierige und verwickelte, ja aufregende Lage der heutigen evangelischen Theologie läßt sich einigermaßen entwirren und klären, wenn man den Weg nachzeichnet, der zu ihr hinführte, wenn man sich die theologischen Probleme und ihre Verschiebungen, sowie die allgemeine geistige Situation im verflossenen und angebrochenen Jahrhundert, wodurch sie bedingt sind, vergegenwärtigt. Man versteht dann nicht nur, wie alles so kam, sondern beginnt auch zu ahnen, wie sich das Dunkel, das die heutige Theologie noch umschattet, lichten und wohin der Weg weiter führen könnte.

Im folgenden kann nur in ganz großen und groben Strichen gezeichnet, nur wenige Namen können genannt werden. Auch können die theologischen Leistungen, soweit von ihnen die Rede ist, nicht nach ihrem wirklichen inneren Wert, sondern nur nach ihrer Wirkungsmächtigkeit gewürdigt werden.

Das vorige Jahrhundert heißt das technisch-naturwissenschaftliche Jahrhundert. Die moderne Naturwissenschaft hat in die Geheimnisse des Stoffes und der Kraft, der Lebensvorgänge und seelischen Zusammenhänge hineingeleuchtet, eine Fülle neuer Erkenntnisse gewonnen. Die auf der Naturwissenschaft aufbauende Naturphilosophie der zweiten Jahrhunderthälfte war entweder Materialismus oder ein naturalistisch gefärbter Pantheismus. Freilich handelte es sich durchweg um unkritische Popularphilosophie. Die meisten Naturforscher kümmerten sich wenig um Weltanschauungsfragen, huldigten dem sogenannten Positivismus und begnügten sich damit, Tatsachen empirisch festzustellen und die logisch-mathematisch-kausalgesetzliche Struktur der Erscheinungswelt nachzuzeichnen. Aber ob Materialismus oder Positivismus, in jedem Falle war die geistige Einstellung der Mehrzahl zeitgenössischer Denker und Forscher für die Theologie von einschneidender Bedeutung. Man war hier noch weithin gewohnt, den Glauben auf das Wunder, die äußeren biblischen Wunder oder das innere Bekehrungswunder, zu gründen. Diese Argumentation war nun nicht mehr haltbar. Mochte der Wunderglaube der dogmatischen Bestreitung seitens des Materialismus (das Wunder unmöglich, weil in Widerspruch mit dem Naturgesetz) und der kritischen Anfechtung seitens des Positivismus (Wunder nicht erweislich wahr oder auch nur wahrscheinlich, weswegen wissenschaftlich nicht mit ihm zu rechnen) zum Trotz sich behaupten, aber als Beweis des Glaubens konnte das Wunder füglich nicht mehr dienen. Ist doch das religiöse Erlebnis der wirklich oder vermeintlich wunderbaren Bekehrung der psychologischen Analyse so gut zugänglich wie etwa ein Heilungswunder dem neugierigen Zugriff der physiologischen Betrachtungsweise. Wie weltfremd mutet dem gegenüber die dogmatische Behauptung des Vaticanums und der entsprechende Satz im Antimodernisteneid an, dem zufolge Wunder und Weis-

sagungen die sichersten Zeichen der göttlichen Offenbarung und der menschlichen Intelligenz, auch derjenigen unserer Zeit, bestens angemessen sein sollen! Ist das nicht brüchige Apologetik?

Zwar versuchte sich auch die protestantische Theologie zunächst noch vielfach in den Künsten einer zweifelhaften Apologetik und lieferte der allzu hitzig vorstürmenden Naturwissenschaft allerlei mehr oder weniger erfolgreiche, im Ganzen jedenfalls nicht eben ruhmreiche Rückzugsgefechte im Kampf um den biblischen Schöpfungsbericht und die darwinistischen Streitsätze. Aber die meisten führenden evangelischen Theologen der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gaben, im Gegensatz zu der katholischen Unbekümmertheit fast allzu sehr eingeschüchtert, der Naturwissenschaft die Natur restlos preis. Sie suchten Deckung hinter dem Schilde des alten Kant und segelten im Fahrwasser des Neukantianismus, der vor kurzem als Reaktion gegen Materialismus und Positivismus erstanden war und ihnen gegenüber das Reich der ästhetischen oder ethischen Werte verteidigte. Mochte in der Erscheinungswelt Naturgesetzlichkeit uneingeschränkt herrschen und über das wahrhaft Seiende theoretisch nichts auszumachen sein, so blieb doch der praktische Glaube. Seine Werturteile bauten die ideale Welt des Wahren, Guten und Schönen auf, und fühlend oder wollend konnte der Christ des waltenden Gottes, seiner Güte und Gnade gewiß werden. Es war ein Glaube, der zwischen Gefühlserlebnis und sittlichem Postulat schwankte, nicht selten beides zugleich sein wollte. Das gilt im großen und ganzen von den theologischen Vertretern der Ritschlschen Theologenschule.

Doch das Gesagte bedarf einer wesentlichen Ergänzung, und dazu müssen wir zum zweiten Male weiter ausholen. Das 19. Jahrhundert wird mit Recht auch das historische Jahrhundert genannt. Die Geschichtsforschung hat noch tiefer in die protestantische Theologie eingegriffen als die Naturwissenschaft, ist doch die Hauptarbeitsleistung der Theologie des letzten halben Jahrhunderts die Erforschung der Geschichte des Christentums und seiner [illegible]lischen Quellen. Sie empfand diese Forschung als heilige Pflicht, hohen Stolz und je länger je mehr als bittere Qual. Der Einfluß der Geschichtswissenschaft auf die Theologie wirkte sich sowohl negativ wie positiv aus.

Zunächst negativ. Denn sie enthüllte, daß das altchristliche trinitarische und christologische Dogma noch nicht im Neuen Testament enthalten, daß es auch nicht einfach wie die Pflanze aus dem Keim aus ihm erwachsen war, sondern daß es sich nur unter dem Einfluß griechischer Logosspekulation und griechischer Dialektik hatte bilden können. Fremdartige Einschläge waren in jenen hohen Dogmen nachweisbar, diese Einsicht mußte weitreichende Folgen haben. Die katholische Kirche freilich stellt sich dem Ergebnis dieser Forschungen gegenüber blind, sie wagt es, ihre Theologen im Antimodernisteid schwören zu lassen: Durchaus verwerfe ich die ketzerische Behauptung der Dogmenentwicklung!

Die historische Kritik drang auch in die Bibel ein. Sie deckte hier ungezählte Irrtümer auf, wies die historische Unsicherheit mehrerer einst für grundlegend gehaltener biblischer Fakta wie der Jungfrauengeburt und der leiblichen Auferstehung Christi nach und stellte vor allen Dingen fest, daß die biblische Gedankenwelt keine geschlossene Einheit ist, daß sich da nicht nur verschiedene Schattierungen, sondern wirkliche Widersprüche, weit voneinander abweichende Gestaltungen frommer Lehre und frommen Lebens sich finden. Das Jesusbild der Synoptiker widerspricht dem des Johannes, die Religion Jesu deckt sich nicht mit dem Christentum der Urgemeinde. Von diesem hebt

sich scharf die Verkündigung Pauli ab, mit der endlich der Glaube der nachpaulinischen Briefe oder des Johannesevangeliums keineswegs übereinstimmt. Dem zum Trotz proklamierte die katholische Kirche gerade jetzt durch den Mund des dreizehnten Leo und des fünfzehnten Benedikt mit erstaunlicher, ja erschreckender Verwegenheit die absolute Irrtumslosigkeit der Schrift, auch in Fragen der Natur- und Geschichtswissenschaft, und behauptete die römische Bibelkommission frischweg, die gesichertsten Ergebnisse der Kritik mißachtend, die Einheitlichkeit des Jesajabuches, die Echtheit des Markusschlusses, die Abfassung des Hebräerbriefes durch Paulus und andere Unglaublichkeiten. Damit knebelte und vergewaltigte sie das wissenschaftliche Gewissen und schlug sich selbst eine unheilbare Wunde. Das ist der Grund, weswegen zu Anfang die Lage der katholischen Theologie als hoffnungslos bezeichnet wurde.

Die evangelischen Theologen aber sahen sich durch die Ergebnisse der historischen Kritik zu weitgreifenden Umbildungen und Vereinfachungen genötigt. Man sprach nun weithin nicht mehr von der immanenten, sondern der ökonomischen Trinität, verstand die Lehre von der Gottheit Christi nicht in metaphysischem, sondern in ethischem Sinne, begnügte sich am liebsten mit schlichten biblischen Wendungen wie „Gott in Christo", predigte zu Ostern nicht von der leiblichen Auferstehung, sondern dem geistigen Fortleben Christi in der Gemeinde. Das alles aber war nicht bloß bei den sogenannten „Liberalen", sondern auch in mehr oder weniger abgeschwächtem Maße bei den „Modern-Positiven" und bis in die Reihen der „Altgläubigen" hinein zu beobachten. An schweren Kämpfen und krampfartigen Zuckungen (die sogenannten „Fälle") fehlte es nicht, doch ging die Entwicklung mit unaufhaltsamem Schritt.

Wenn bei dieser Vereinfachung vorwiegend die negative Wirkung der historischen Arbeit zur Geltung kam — freilich durchaus nicht nur, Vereinfachung bedeutet heute wie in Jesu und Luthers Tagen nicht nur Abbau, sondern auch Konzentration —, so fehlte doch auch die positive Bereicherung nicht. Die mit größter Gewissenhaftigkeit und Hingabe betriebene Forschung erschloß köstliche Quellen frommen Lebens. Die heroischen Prophetengestalten des Alten Testaments wurden geradezu neu entdeckt, jetzt erst gewann das Antlitz eines Mannes wie Paulus seinen ausgeprägten, ergreifenden, unruhevoll-gespannten, heldisch-entschlossenen, selig-verzückten Ausdruck. Vor allem aber, jetzt erst schien sich, trotz mancher umstrittener Einzelzüge, ein greifbares, historisch gesichertes, festumrissenes, blut- und lebensvolles Jesusbild herauszuheben, eine beglückende, Licht und Kraft spendende Schau. Orientiert an der biblischen Geschichte, an den großen Männern des alten und neuen Bundes, insbesondere aber am Jesusbilde, gespeist von den hier aufsteigenden Lebenssäften, hatte man ein um so besseres Gewissen, wenn man von Naturalismus und Positivismus sich abstoßend schlichte christliche Grundwahrheiten, nicht wie einst der Rationalismus als Vernunftwahrheiten, sondern als Herzensüberzeugungen vertrat. Den stärksten Eindruck machte die mit männlichem Ernst und großer Freudigkeit vorgetragene theologische Botschaft W. Herrmanns in Marburg: Der am kategorischen Imperativ des Guten durch eigenen Urteilsspruch zerbrechende Mensch gewinnt durch die Berührung mit dem geschichtlichen Jesus, genauer durch die Vergegenwärtigung seines Charakterbildes und inneren Lebens, dem keine historische Kritik etwas anhaben kann, den Glauben an den barmherzigen Gott und damit Mut und Kraft, frei, wahrhaftig, gerecht und liebreich zu leben.

So etwa war die Situation um die Jahrhundertwende. In dem folgenden Jahrzehnt, etwa bis zum Kriegsbeginn, verschob sie sich in bemerkenswerter Weise, und zwar in einem für die Theologie teils günstigen, teils ungünstigen Sinne. Der Zeitgeist war des Materialismus müde geworden und wandte sich der Mystik zu. Die Naturwissenschaft zeigte sich jetzt immer bereitwilliger, das Geheimnis im Weltall anzuerkennen, über die bloße Kausalitätsbetrachtung hinauszugehen und im Bereich des Organischen Zielstrebigkeit, Teleologie zu bejahen. Und auch die Philosophie schickte sich an, nicht nur über Materialismus und Positivismus, sondern auch über den Neukantianismus sich hinauszuschwingen, sie wurde metaphysikfreudig und nahm die Frage nach den letzten Seinsgründen und Sinntiefen wieder auf. Leider hat die Theologie die veränderte Sachlage nicht ausgenützt. Die Autorität Kants, der damals gewissermaßen als philosophischer Heiliger des Protestantismus galt, und dem man sich als dem Retter in der Materialismusflut zu unauslöschlichem Dank verpflichtet fühlte, war noch zu groß. Man konnte sich nicht so rasch umstellen und meinte auch jetzt noch, von kosmologischer und teleologischer Naturbetrachtung für den Glauben wenig oder nichts erwarten zu dürfen.

Auf der anderen Seite nahm die Zersetzungsarbeit der Geschichtsforschung ihren unbeirrten Fortgang und — ein denkbar härtester Schlag — sie entzog der Theologie jenes Geschenk wieder, das sie ihr erst vor kurzem beglückend dargereicht hatte. Die Gestalt des synoptischen Jesus wurde wieder problematisch. Sah Wellhausen in ihm den weisen und gütigen Lehrer des Gottesfriedens und der Menschlichkeit, so schilderte ihn A. Schweitzer als schwärmerischen Apokalyptiker und Verkünder unerhört schroffer, nur im Hinblick auf das nahende Gericht sinnvoller Forderungen. Wer hatte Recht? War eine Synthese dieser beiden extremen Anschauungen psychologisch möglich? Ja, konnte man überhaupt von Jesu etwas Sicheres wissen? Kalthoff, A. Drews und andere traten jetzt auf und bestritten seine geschichtliche Existenz. Der Angriff wurde zwar abgeschlagen, aber es blieb eine große, von allen Theologen tief und schmerzlich empfundene Unsicherheit zurück, wie man sie etwa in dem kürzlich erschienenen Jesusbuch Bultmanns zu spüren bekommt. Angesichts der Aufgabe, festzustellen, wer Jesus war und was er wollte, mußte die Geschichtswissenschaft ihr Versagen eingestehen. War nun die Herrmannsche Position noch möglich? Das Jesusbild sollte Halt und Stütze des Glaubenslebens sein. Davon konnte doch nun nicht mehr die Rede sein, wenn dieses Bild selbst — wie man in der Verlegenheit wohl sagte — erst durch Glaubensurteil seine Sicherung empfing.

Aber weiter. Auch die Einzigartigkeit des Christentums wurde zweifelhaft. Man erkannte immer deutlicher die Einflüsse Babels und Irans auf das Judentum und der hellenistischen Umwelt auf das Christentum, man verglich das Christentum mit den anderen Erlösungsreligionen. Seine Vorzüge fielen ins Auge, aber konnte man noch von schlechthinniger Andersartigkeit und Ueberlegenheit sprechen? Man sah das Christentum im Strom der religionsgeschichtlichen Entwicklung werden und sich wandeln. Wer garantierte, daß in ihm Gott sein letztes Wort bereits gesprochen hatte? Der historische Relativismus brach über die Theologie herein. Die Religionsphilosophie E. Tröltschs stellt sich uns dar als unausgesetztes und gewaltiges Ringen mit diesem Problem. Tröltsch suchte einerseits Anschluß an die idealistische Metaphysik eines R. Eucken und bemühte sich in wiederholten Anläufen um Fixierung

und Fundierung eines Apriori religiöser Vernunft und appellierte doch andererseits an die Willensentscheidung des Einzelnen als letzte Instanz. Er ist niemals fertig geworden.

Die große Aufgabe der Theologie war nun (und ist es noch), zu zeigen, wie ein gangbarer Ausweg aus dieser Bedrängnis gefunden werden kann. Eines mußte sie schlechterdings vermeiden. Sie durfte sich nicht begnügen mit einem bloßen, gleichsam auf Nichts gestellten praktischen Glauben, der als Willkür empfunden wurde, mit einem religiösen Erleben, das sich in lahmen Postulaten, Phantasieschwüngen und Gefühlsergüssen erschöpfte. Sie mußte feste Anknüpfungspunkte für den Glauben aufweisen. Solche bot, wie gerade bei dem gegenwärtigen Stand der Naturerkenntnis einleuchtet, zunächst die Natur mit ihrer unendlichen Weite und Fülle und geheimnisvollen Teleologie. Sodann aber auch, und das hätte allem Relativismus zum Trotz festgehalten und einsichtig gemacht werden sollen und können, die Geschichte mit den in ihr sich emporringenden geistigen Werten, insbesondere auch mit den im Christentum wirksamen Lebensmächten des Glaubens und der Liebe. Mußte eingeräumt werden, daß das Innenleben Jesu für uns eine historisch nicht sicher faßbare Größe ist, so besitzt doch das Urchristentum, wie die Bücher des Neuen Testaments es uns vor Augen stellen, einen geistigen Charakter, ein religiöses Innenleben voll Friede und Kraft, von unvergleichlicher Frische und Ursprünglichkeit, von einer Eigenart, die gerade durch den sorgfältigen Vergleich mit anderen Gebilden der Religionsgeschichte sich nur um so eindringlicher heraushebt, ein frommes Leben, das jeder, der mit der nötigen Sammlung in diese Blätter sich vertieft, nachfühlend sich nahebringen kann, und das schon aus dem Grunde als historisch vollkommen gesichert bezeichnet werden kann, weil es in der Geschichte des Christentums bis auf den heutigen Tag sich fortzeugend wirkungsvoll bewiesen hat und noch beweist. Die neutestamentliche Jesusgestalt könnte, bei aller ihr anhaftenden geschichtlichen Unsicherheit in den Einzelzügen, zum mindesten als symbolkräftiger Ausdruck dieses inneren Lebens der jungen christlichen Religion gelten. Die so durch Natur- und Geschichtsdaten unterbauten Glaubensurteile, die die Theologie des Näheren und in ihrem Zusammenhang darzulegen hätte, könnten als Intuitionen — freilich nicht Oberflächen-, sondern Tiefenschau darbietend — von ruhiger Selbstsicherheit auftreten.....

Das wäre die sachgemäße Weiterentwicklung gewesen. In Wirklichkeit kam es anders. Der Weg der Geschichte, einschließlich der Religionsgeschichte, ja sogar, wie wir nun sehen, der Theologiegeschichte, ist irrational, eine Zickzackkurve. Die Theologie geriet in eine Sturm- und Drangperiode und in Wirren hinein, aus denen sie noch keinen Ausweg gefunden hat. Das läßt sich — nachträglich — auch verständlich machen. Die Neuorientierung der Naturwissenschaft und Philosophie war der Theologie nicht rechtzeitig zum Bewußtsein gekommen. Dagegen fühlte sie sich aufs stärkste erschüttert durch das nur mit Widerstreben anerkannte Faktum der Unsicherheit der christlichen Urgeschichte. Die Grenze zwischen Christentum und Nichtchristentum schien zu verfließen. Daß, wie soeben angedeutet, aus allem Nebel sich feste und gesicherte Bestände herausheben ließen, und daß hieran der Glaube die notwendige Anknüpfung finden konnte, war nicht gleich klar. War, wie es schien, historischer Relativismus das letzte Wort der Wissenschaft, so drohte die Welt der Religion sich entweder ganz zu verflüchtigen oder aber sich als künstliche, verzweifelte und haltlose Produktion eigenmächtigen Willens, schwärmender Phantasie und

mystischen Gefühls zu enthüllen. Das wäre dann der vollendete Subjektivismus, und so konnte es Theologen, die in dieser Drangsal nach einem Ausweg suchten, nicht ganz fern liegen, zu argumentieren: das Christentum ist verloren, wenn sich nicht irgendwo und irgendwie die göttliche Offenbarung, ganz anders, als wir bisher es dachten, mit überwältigender Objektivität zur Geltung bringt.

Neben dem scheinbar unentrinnbaren und unüberwindlichen, jedenfalls nicht überwundenen Subjektivismus wurde ein zweiter Mißstand und Makel der Theologie mit wachsendem Unbehagen empfunden. Sie huldigte vielfach allzusehr einem flachen Kulturoptimismus, einem Entwicklungs- und Fortschrittsglauben, als dessen Exponent ein wohlwollender, väterlicher, die Menschheit zu ungeahnten Höhen der Naturbeherrschung, der Kunst, Wissenschaft und Moral emporführender Gott fungierte. Wurde das auch nicht so grob ausgesprochen, so lag es doch als Stimmungsgehalt über der Durchschnittstheologie des liberalen Kulturprotestantismus, die in populären Schichten verbreitet wurde. Der Satz, daß Gott die Liebe ist, wurde zwar ohne sonderliche Ueberzeugungskraft, aber doch fast als Selbstverständlichkeit ausgesprochen, nicht wie einst, etwa von Luther, als Paradox und seliges Wunder empfunden.

Es ist begreiflich, daß eine Reaktion kam, und daß sie untheologisch gerade an dem zuletzt erwähnten Punkte einsetzte. Daß sie solch tumultuarischen Charakter annahm, war durch den Weltkrieg und seine revolutionären Folgen veranlaßt. Auch der Expressionismus in Literatur und Kunst sowie die Jugendbewegung mit ihrem Hang zum Radikalismus hatten Anteil daran. Der Bahnbrecher und Hauptwortführer der neuen Richtung, Karl Barth, war ein Mann, der von seinem Elternhause innerliche und ernste Frömmigkeit mitbrachte und für dessen Entwicklung es bedeutsam war, daß er sich als Schüler W. Herrmanns der Marburger Theologie anschloß, die dem Relativismus der religionsgeschichtlichen Schule einen verzweifelten, aber hoffnungslosen Widerstand entgegensetzte. Dann wurde er vom Radikalismus der Schweizer religiös-sozialen Bewegung ergriffen. Der Kriegsgreuel, von neutralem Ort schaudernd beobachtet, machte ihn auch daran irre. Aller Zukunftsglaube schwand. Im Innersten aufgewühlt, vernahm er Gottes Wort im Römerbrief des Paulus, und bald trat er mit seiner Verkündigung auf den Plan.

Der ewige Gott ist ganz anders, als das mattherzige sogenannte Christentum der Gegenwart ihn kennt, er ist geheimnisvoll und schrecklich und zuerst und vor allem der Richter. Wer weiß, was er mit der elenden Welt vorhat? Er ist am ehesten so zu denken, wie Paulus ihn mit unheimlicher Runenschrift andeutend Römer 9 geschildert. Die menschliche Kultur ist ein Zerrbild, die christliche Religion, wie sie in der heutigen Kirche fromm tut, um keinen Deut besser als heuchlerischer Pharisäismus. Der Mensch mit all seinen Leistungen, philosophischen Systemen und frommen Gefühlen von Gott verdammt! Nur eins tut jetzt not: Der Ruf Johannes des Täufers zur Buße. Es ist nicht schwer zu begreifen, wie aus dem Bußprediger Barth der radikale Theologe wurde. Der mächtige Schwung, den er seinem Stoße gab, riß ihn selber fort. Zunächst auf die Kulturillusion sich stürzend, stieß er durch bis zum Menschen selbst und seiner vermeintlichen Hoheit und Würde. Sinkt er zu Boden, dann mit ihm auch sein Bestes, seine Religion und sämtliche theologischen Versuche, ihr Ausdruck zu verleihen. Die Theologie fällt unter dasselbe Gericht wie alle übrigen menschlichen Gemächte auch. Sie ist ja auch Kulturprodukt, ge-

zimmert aus menschlichen Gedanken, motiviert mit menschlichen Bedürfnissen, belebt durch menschlich frommes Fühlen. Nennt sie Gott die höchste Einheit, so ist es die Einheit, die der Mensch in sich gefunden, nennt sie ihn Geist, so ist's der Menschen eigener Geist, nennt sie ihn gut, so ist es das Ideal, in dem der Mensch im Grunde sich selbst verehrt. In der christlichen Religion, wie sie heute ist und herkömmliche Theologie sie darstellt, kommt der Mensch nicht von sich los, nicht über sich selbst hinaus. Sie ist anthropozentrisch, nicht theozentrisch. Sie liegt seit Schleiermacher, der sich unter den Händen Barths und seiner Gefolgsleute aus einem Kirchenvater in den Erzketzer verwandelt, im tödlichen Bann des Subjektivismus.

Und nun Barths Versuch, eine neue Theologie aufzubauen. Der Bann des Subjektivismus kann nie von Menschen, sondern allein von Gott selbst durchbrochen werden, indem er sich offenbart, sein Wort spricht, und indem der Mensch es glaubend, gehorsam annimmt. Echtes Christentum weiß nur eins, daß Gott geredet hat, einmal in Christo. Wir finden ihn und sein Wort in der Bibel, nirgendwo anders. Auf den Einwand, daß Jesus doch ein Mensch und die Bibel ein menschliches Schriftwerk sei, erwidert Barth, daß sie, soweit sie das sind, den Glauben nicht interessieren. Mag Jesus menschlich gelebt haben, wie er will, mag er am Kreuz in Verzweiflung gestorben sein, mögen die biblischen Schriften voll von Irrtümern und Widersprüchen, historisch betrachtet, zum Teil unecht sein, was tut's? Gottes Logos war in ihm und spricht durch sie, darauf allein kommt es an.

Aber nun erhebt sich der weitere Einwand: Wie können wir wissen, daß wirklich Gott redet — wer wollte nicht gern glauben, wenn er das wüßte? — und wie können wir wissen, was er uns sagt, wenn sein Wort sich nicht mit dem Bibelbuchstaben deckt? Nehmen wir an, daß es möglich sei, gewisse biblische Grundgedanken, einen Normaltypus biblischer Lehre — also etwa nach Barth die Rechtfertigung des Sünders im Gericht der Buße — als die biblische Verkündigung hinzustellen — ohne Willkür geht es freilich schon dabei nicht ab — was macht uns der Wahrheit dieser Verkündigung gewiß? Die kirchliche Garantie? Das wäre katholisch. Der heilige Geist? Gewiß, aber wenn die Berufung auf den Geist nicht ein leeres Wort sein soll, muß sich sagen lassen, wie er wirkt und sich bezeugt. Sollte die Gewißheit, die der Geist schenkt, Erfahrungsgewißheit sein? Um Gottes willen, nein! Das wäre wieder der alte Subjektivismus. So bleibt letzte Instanz die Entscheidung des Willens, das entschlossene Jasagen zu dem, was — K. Barth als den Kern biblischer Botschaft heraushebt. Aber ist das kein Subjektivismus, und zwar ein Subjektivismus, der mit dem fatalen Charakter grundloser, selbstherrlicher Willkür behaftet ist? Die meisten evangelischen Theologen sind darin einig, daß Barths Theologie, auf die man gespannt war, und die mit dem ersten Bande seiner Dogmatik an die Oeffentlichkeit getreten ist, ein schlimmes Fiasko bedeutet.

Aber man muß zwischen Barths Theologie und seiner Verkündigung unterscheiden. Die letztere enthält manches Beherzigenswerte, das freilich nicht gerade neu, aber von ihm eindrucksvoller als von irgend einem andern gesagt worden ist. Man ist heute weithin bereit anzuerkennen, was Barth von dem Dunkel, den ungemessenen Tiefen in Gott und seinem von allem, was zeitlich ist, durch einen Abgrund getrennten Wesen sagt. Schon vor Barth wies R. Otto in seiner gedämpfteren Tonart darauf hin. Leider schießt Barth hier

wie überall übers Ziel hinaus, wenn er lehrt, daß Gott auch in seiner Offenbarung und gerade in ihr gänzlich unerkannt und verborgen bleibe. Vielfache Zustimmung in evangelischen Theologenkreisen gefunden hat ferner seine Kulturkritik und die eschatologische Orientierung seiner Verkündigung. Man kann fast schon von einem Gemeinbesitz der gegenwärtigen deutschen gegenüber dem „Social gospel" der angelsächsischen Theologie reden. Aber auch hier stößt Barths Radikalismus, im Gegensatz zu besonnenen Wortführern wie Althaus, zum Extrem vor und läßt kaum noch irgendwelche positiven Ziele sittlichen Wirkens, die als gottgewollt erkennbar wären, gelten. Allgemein endlich ist man bereit, Barths Drängen auf Objektivität nachzugeben, sich seiner Ablehnung des Subjektivismus, insbesondere der bloßen Gefühlsmystik, anzuschließen. Freilich, seine Lehre von dem objektiven Gotteswort kann unmöglich überzeugen und stellt sich uns in diesem Zusammenhang dar als ein in der Absicht berechtigter, aber auf die Spitze getriebener, ins Absurde umschlagender Objektivismus. Ihm ist entgegenzuhalten, daß, wie besonders Wobbermin betont und des Näheren dargelegt hat, alles gläubige Erkennen ein Objekt — Subjektverhältnis voraussetzt, sowie daß — wie vorhin angedeutet — den objektiven Anknüpfungspunkt für die christlichen Glaubensurteile Natur und Geschichte — insbesondere die biblische Geschichte, aber im Rahmen der Geschichte der Menschheit — bieten müssen. Das ist das Wort, das Gott gesprochen hat. Von einem andern wissen wir nicht.

Die gegenwärtige Lage der Theologie in Deutschland ist bedrängt und gefahrvoll, wir sagten es schon. Wohl alle Beteiligten empfinden stark: Es ist nur ein Uebergang, und der Weg führt weiter. Der Blick auf die Vergangenheit läßt wenigstens ahnen, welches die ungefähre Richtung sein dürfte. Doch wird auch künftig von geradlinigen Fortschritten kaum die Rede sein. Man möchte die gegenwärtigen Wirren gern als Sturm und Eisgang betrachten, durch die sich nahender Frühling ankündigt. Von den weiteren Arbeiten der Barth, Gogarten, Brunner usw., Männern, die noch in voller Schaffenskraft stehen, wagt man trotz ihrer ungewöhnlichen Gaben nicht viel mehr zu hoffen. Leider! Ihre Gedanken sind, so scheint es, allzufrüh bereits der Dogmatisierung und Verkrustung verfallen. Den glänzenden Kritikern scheint Selbstkritik versagt geblieben zu sein. Nun, so wird es ihnen zum Trotz weitergehen. Ob der evangelischen Theologie noch einmal ein aufbauender Genius geschenkt wird, wer kann es wissen? Vielleicht wäre es besser, daß die heute in ihren modernsten Vertretern allzu genialisch auftretende Theologie abgelöst würde von verantwortungsbewußten, vorsichtigen, sorgsam Stein auf Stein schichtenden Arbeitern. Freilich, ein großzügiger Bauplan dürfte nicht fehlen.

Iburg. Pastor Prof. D. W. Thimme.

Lesefrucht.

Ein berühmter Jurist hat einmal gesagt: „Das deutsche Volk hat dreimal geliebt, Karl den Großen, Luther und Bismarck." Keinen aber hat es stärker geliebt und gehaßt und keinen liebt und haßt es vielleicht heute noch aufrichtiger als Luther. Ja, der Haß und die Abneigung gegen den Reformator ist heute vielleicht weiter verbreitet und jedenfalls viel geschäftiger als die Liebe, denn gerade die Kreise, welche die Massen beherrschen, wollen von ihm nichts wissen.

Heinrich Boehmer, Luther im Licht der neueren Forschung.
4. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1917. S. 12.

Luthers Kleiner Katechismus in katholischer Beleuchtung.

(Schluß.)

Auch ein Grisar muß nun aber feststellen: „Der Kl. K. Luthers erfreute sich alsbald der weitesten Einführung und des häufigsten Druckes" (III, 412).

Mit Begeisterung und liebevoller Sorgfalt wandte man sich nämlich bald allerorten, wie sieben Jahre zuvor, dem Septembertestament, dem Geschenk Luthers von der Wartburg, diesem neuesten Erzeugnis der Reformation zu. Die erste Buchausgabe geschah ohne Luthers Zutun noch im gleichen Jahre in niederdeutschem Dialekt.

Aber auch in die Sprachen der gelehrten Schulen wurde es bald übertragen. Bereits im Geburtsjahre 1529 las man in einigen Lateinschulen den Kl. K., die mit großem Beifall aufgenommene lateinische Uebertragung des Wittenberger Sauromannus. Ein Schüler der höheren Schule Ilfeld, Mylius, machte sich daran, ihn in schönes Griechisch zu übersetzen und hatte die Freude, daß sein Rektor Neander diese fleißige Arbeit im Jahre 1558 herausgab. Es dauerte auch nicht lange, so traten andere Uebersetzungen in lateinischer und griechischer Sprache daneben. Selbst in das Kleid der hebräischen Sprache steckte man den Kl. K. Eine Aufzählung der Uebersetzung in viele lebende außerdeutsche Sprachen, ob in das Dänische oder Polnische, ob in das Italienische oder Holländische, um nur einige zu nennen, würde ebenso das Bedürfnis nach solchem Handbuch und Hausbuch, wie den Eifer für die schnelle Verbreitung des Lutherschen Büchleins deutlich machen. Die Kirchenordnungen, die im Reformationsjahrhundert entstanden, die von Bugenhagen an der Spitze, legen den Kl. K., diese Laienbibel, „darin alles begriffen ist, was in heiliger Schrift weitläufig gehandelt und einem Christenmenschen zu wissen vonnöten", dem Unterricht in der evangelischen Lehre zugrunde.

Besondere Hervorhebung verdient, daß der Kl. K. auch zum Gegenstand von Universitätsvorlesungen gemacht wurde, wie denn D. Wiegand im Jahre 1571 in Jena eine solche hielt. (Siehe Friederik Fricke, Luthers Kl. K. 1893.) Wenn dieser Gelehrte aber in seiner am 2. April gehaltenen Eröffnungsrede sagt: „Es haben die papistischen Skribenten diese Auslegung nicht angefochten und daraus viel in ihre Kinderlehre gesetzt, wie augenscheinlich," so ist die erste Hälfte dieser Behauptung unzutreffend. Denn nur zu sehr sah die katholische Kirche, ob mit Neid oder Ingrimm, die großen Erfolge, die Luther oder sein Kl. K. zu verzeichnen hatte; so sehr, daß es ihr darum zu tun war, gar schnell gewissermaßen Gegenkatechismen verfassen zu lassen.

Das ist es ja auch, was Grisar in seinem Werke von 1926 mit den Worten ausspricht: „Es ist nicht zu leugnen, daß für die katholische Katechese der Antrieb, sich nicht durch Luther überflügeln zu lassen, sehr nützlich geworden ist."

Es ward ein ernstes Bemühen der katholischen Kirche, den Einfluß des Kl. K. zu hemmen. Kraftvoll ging sie daran, diesem eigene Erzeugnisse entgegenzusetzen. Die Stimmung, in der sie das tat, und der Eifer, mit dem sie ans Werk ging, spricht sich sehr deutlich in einem Gutachten aus, das auf italienischem Boden im Jahre 1554 über die Frage verfaßt wurde: „Wie kann die Gesellschaft Jesu die Religion befördern, besonders in Deutschland?"

Nicht ohne den Ausdruck scharfen, auch eifersüchtigen Beobachtens dessen, „daß der Protestantismus mit großer Rührigkeit seinen Katechismus durch das ganze Reich zu verbreiten suchte," heißt es dort (siehe Braunsberg, Entstehung usw. der Katechismen des seligen Petrus Canisius, XV. Band der Stimmen aus Maria Laach 1893): „Die Protestanten haben ihre Theologie volkstümlich und gemeinverständlich

gemacht durch Predigten sowohl als durch Verbreitung kleiner Schriften. Wir müssen seinem Beispiele folgen... Die Hauptsätze dieser Theologie könnte man ~~in~~ der Gestalt eines kurzen Katechismus den Kindern vortragen..., ebenso den ungebildeten Leuten, auch den kleinen Studenten in den unteren Klassen unserer Schulen. Diese müßten jenen Katechismus auswendig lernen."

Diese Frage und ihre Beantwortung müssen dem auffällig erscheinen, der weiß, wie die katholische Kirche schon viel früher gegen das Lutherwerk, den Kl. K., und seinen Erfolg auf den Plan getreten war.

Ich nenne nur den Dominikaner und Mainzer Theologieprofessor Johannes Dietenberger vom Jahre 1537. Derselbe schien gleich ganze Arbeit leisten zu wollen. Nicht nur den Lutherischen Katechismus, sondern auch Luthers Bibel wollte er verdrängen. Hier wie dort arbeitete er mit derselben Freibeuterei. Wie er mit kaum zu überbietender Keckheit bereits 1534 die Bibelverdeutschung des Reformators fast wörtlich abschrieb, nur an einzelnen Stellen den Text nach der Vulgata ummodelnd, und in ähnlichem Gewande, d. h. z. B. mit Bildern, erscheinen ließ, so änderte er nur an sehr wenigen Stellen Luthers Kl. K. und ließ dieses Machwerk unter seinem Namen ausgehen, wie er es mit seiner Bibel tat.

Freilich versäumte er es nicht, in seinem einleitenden Worte, wenn auch in milder Form, die evangelische Irrlehre zu bekämpfen; aber es gefällt ihm, eben nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte dieser Irrlehrer — neben Luther auch Calvin und die böhmischen Brüder — als sein Eigentum darzubieten und so genuin evangelisches Gut mit katholischem Stoff zu vermischen. Wie weit er es fertig bringt, in Luthers Sprache zu reden, mögen einige Beispiele (nach Fricke) dartun. Die Erklärung des siebenten Gebotes: „Wir sollen unseres Nächsten Geld oder Gut nicht nehmen, noch mit einiger Falschheit, Betrug, Tücke, List oder bösem Handel an uns bringen, oder ihm das Seine verhalten oder sonst verhindern, verwahrlosen oder Schaden tun, noch im Kauf oder Verkauf, im Dienst oder irgendeinem Handel Untreue beweisen..., sondern ihm sein Gut und Nahrung helfen, bessern und behüten..."; oder die Auslegung der ersten Bitte: „Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig, aber wir bitten hier, daß er auch auf Erden bei und unter uns allen heilig und herrlich erkannt und gehalten, ja auch geliebt, gelobt, geehrt und gepriesen werde in aller Welt...

Wie ist solches Vorgehen zu bezeichnen? Grisars entschuldigende Erklärung (1926, 381): „Die damaligen Verlagsverhältnisse ließen eine solche Maßnahme zu," ist sehr lahm. Gewiß waren die Verordnungen zum Schutze des Urheberrechtes des Schriftstellers sehr laß; wurde doch z. B. ein Werk, sobald es nur ein anderes Format oder eine andere Druckeinrichtung hatte, nicht als im Widerstreit gegen ein erteiltes Druckprivileg stehend beanstandet. Und doch stieg schon zu Luthers Zeit der Unwille der betrogenen Autoren aufs höchste; man wußte schon damals das rechte Urteil über solche Handlungsweise zu fällen. Luther sprach von literarischem Diebstahl, und Erasmus beklagte sich bitter über die verwegene Freiheit, die man sich nahm. „Man strafe," sagte er, „den, welcher englisches Tuch statt des venetianischen verkauft. Aber derjenige, welcher an Stelle guter Texte dem Leser wahres Kreuz und wahre Qualen schafft, bleibt unbestraft."

Daß es nicht „dankbare" Herübernahme Lutherschen Gutes war, weiß der, der das Wort Dietenbergers kennt: „Es teufelt bei Luther alles durcheinander; was der teuflische Mensch schreibt, es muß unzweifelhaft ohne den Teufel nicht sein, der alle seine Schriften verteufelt" (s. Grisar 1926, 326); weiß der, der jesuitische Arbeitsweise kennt. Zum mindesten ging der Verfasser Dietenberger und mit ihm andere, wie Erasmus und der Bischof Johann von Meißen, in ihren Katechismen vom Gesichtspunkt der Nützlichkeit aus.

Hatte Grisar im Blick auf Luthers Bibel gesagt, daß das Gute, das man darin fand, für katholische Kreise bald dienstbar gemacht wurde, so sagt er jetzt (s. III, 901): „Seit dem Erfolge Luthers mit seinem Katechismus

suchten katholische Katechismusautoren sich auch die formellen Vorzüge desselben anzueignen."

Sie hatten wahrgenommen, worin der Wert des Kl. K. (auch inhaltlich) liegt und suchten nun die katholische Lehre zunächst „so evangelisch, so biblisch wie möglich" darzustellen, wobei sie gern auf katholische Sonderlehren verzichteten. Jedenfalls ist aus dem Vorgang zur Genüge zu erkennen, daß der Kl. K. seine gewaltige Wirkung bis in die Reihen der Gegner hinein getan hatte. Eine Anerkennung der katechetischen Leistung Luthers!

Wie Luther bei der Beobachtung der katholischen Nachdrucke oder Ueberarbeitungen seiner Bibelübersetzung sagen konnte: „Ich habe sie in die Bibel getrieben," so konnte er wahrnehmen, daß auch seine Katechismusarbeit ihre Wirkung tat. Wenn sie erstrebten, den Kl. K. Luthers beiseitezuschieben oder ihn niederzukämpfen „mit groß Macht und viel List", so ist ihnen dies nicht gelungen. Im Gegenteil, sie selbst haben mithelfen müssen, daß Luthers Gedanken und Luthers Art sich ausbreiteten. Auch darin, daß Dietenberger gegenüber seinen katholischen Vorgängern auf vier Teile des Katechismus zurückging, ist der Einfluß des Lutherschen Kl. K. spürbar.

Auch die Katechismen der katholischen Kirche, die sodann lange Zeit das Feld behaupteten, und deren Verfasser seliggesprochen wurden, zeigen, wiewohl sie sonst durchaus selbständige Arbeiten sind, in ihrer Fünfzahl der Kapitel, also in der straffen Gruppierung unter zahlenmäßig wenigen Hauptgesichtspunkten, Befruchtung durch Luthers Arbeit, die Katechismen des Petrus Canisius.

Braunsberger, der jesuitische Bewunderer dieses Canisius, zieht in seiner bereits bezeichneten Schrift mehrfach ausdrücklich eine Parallele mit Luther.

Canisius hat seine Katechismen mit Bildern versehen; da heißt es: „Auch Luther war für die Macht der Bilder nicht blind geblieben." Wie Luther ferner einen Großen Katechismus geschrieben hatte, „den Lehrern und Predigern als Leitfaden und Vorbild für ihre Christenlehre" und den Kl. K. „den Kindern in die Hand gab", so konnte auch Canisius nicht bei der „Summe", d. i. Summa doctrinae Christianae stehen bleiben. Sie war „ein gefülltes Zeughaus für den Christenlehrer"; „ein Buch für die Kleinen war es nicht" (s. S. 99). Canisius aber kannte und liebte auch die zarte Jugend; er fühlte sich auch ihnen gegenüber als Schuldner. Und so verfaßte „der unermüdliche Sohn des Ignatius" den sogenannten „Kleinsten K." Seinen sogenannten „Mittleren K.", den „Kl. K. für Katholiken", erwähne ich nur wegen der eigenartigen Begründung, weshalb dieser ursprünglich lateinisch geschriebene K. von ihm ins Deutsche übertragen wurde.

Diese findet sich in einem Briefe, den er 1558 an Herzog Albrecht von Bayern richtet: „Es gibt," sagt er, „kein Volk auf Erden, welches uns Jesuiten mehr am Herzen liegen muß, als das deutsche. Italiens und Spaniens müssen wir vergessen und uns Deutschland allein hingeben, nicht auf einige Zeit, sondern für das ganze Leben. Hier müssen wir... nichts so sehr begehren als die Besserung und das fröhliche Gedeihen des deutschen Erntefeldes."

Wir verstehen, was die besondere Veranlassung für diese besonders lebhafte „Anwaltschaft" des gefeierten Katecheten Canisius für Deutschland war! Von besonderem Interesse ist dabei der Wortlaut der königlichen Verordnung, die den „Kaiserkatechismus" (so hieß er nach Ferdinands I. Wahl) in der Welt einführen sollte. Dort spricht der König (s. S. 32) von der großen Sorge, die ihm der Abfall bereitet. „Unter den Büchlein," sagt er, „die überall massenhaft an das Tageslicht kommen, schaden dem Glauben ganz besonders die sogenannten Katechismen; sie empfehlen sich vielfach durch Kürze, schöne Sprache, gute Anordnung und so vermögen sie gewaltig zu trügen und die unerfahrene Jugend, die edlen Sinnes sonder Arg die Wahrheit sucht, auf das gründlichste zu verderben. Harmlos und unvorsichtig, wie die Jugend ist, schlürft sie aus solchen Schriften das süße, schmeichelnde Gift, und bevor sie es merkt, ist ihr Herz mit neuen, grund-

verderblichen Anschauungen angefüllt, von denen man sie später kaum mehr heilen kann. So kommt es, daß die jungen Leute... die Lehren... des katholischen Glaubens und der heiligen Mutter, der Kirche, nicht mehr achten, Widerwillen gegen sie hegen, ja öfter sogar mit frecher Stirn wider sie ankämpfen..."

Luthers Name ist mit Fleiß vermieden; aber die Empörung über seinen erfolgreichen Kl. K. ist unschwer zu erkennen.

Zwar singt Braunsberger ein Loblied auf Canisius in hohen Tönen. „Habe es um die Mitte des Jahrhunderts geschienen, es werde die neue Lehre gleich einem reißenden Strom ganz Deutschland überfluten, so ist ihr jetzt Halt geboten! Dämme sind ihr entgegengesetzt..."

Aber die Jugend Deutschlands, die sich evangelisch nennt? Sie freut sich Luthers und seiner schönen, großen Gabe, die ihr kein noch so großer Ansturm hat rauben können. —

Luthers Kl. K. ist auch heute noch „das Bollwerk" (ein Ausdruck Grisars für den Kl. K. s. III, 410) gegen Schmähung und Verketzerung unserer Kirche und unseres Reformators.

Den meisten deutschen katholischen Katechismen unserer Tage liegen die in mehrfachen Formen ausgeprägten und verbreiteten Katechismusarbeiten des elsässischen Jesuiten Jos. Deharbe († 1871) zugrunde. Ich erwähne diesen nur deshalb, weil jenen Katechismen ein „Abriß der Religionsgeschichte" aus Deharbes Feder beigegeben ist, der in seinem Kapitel 43 in einem Höchstmaß von Gehässigkeit die Persönlichkeit und das Werk unseres Reformators in den Staub zieht; und das nicht nur in Form von schlichter Darbietung, sondern unter Beigabe einer Frage zu jedem soeben ausgesprochenen Satze, um so den Inhalt besser einzuprägen. Luther ist für ihn der Mann von heftiger Gemütsart, der des Papstes oberhirtliche Macht für Tyrannei ausgab, der das Gelübde der Keuschheit brach, der die Bibel falsch auslegte usf. So lernt es die katholische Jugend. So, mag auch der Ton ein anderer sein, lehrt es Grisar.

*

Können wir uns da von den oben angegebenen „Anerkennungen", die gar keine erläuternde Ausführung bei ihm erfahren, noch hinnehmen lassen?

Es wird uns nicht entgangen sein, wie Grisar dem Kl. K. Luthers sachlich nicht gerecht geworden ist. Was uns Evangelischen das Herz höher schlagen läßt, wenn wir von Luthers Kl. K. hören, davon hat natürlich der Jesuit keine Ahnung, weil ihm das Organ dafür abgeht oder ertötet ist.

Er sollte nicht sagen, er arbeite als objektiver Historiker. Ein Mann, der sagen kann: „Der wahre Ausgangspunkt der Lehre Luthers ist seine Selbstüberhebung; der geistige Hochmut war sein eigentliches Unglück" (1, 91), ist gar nicht fähig, Luther gerecht zu werden, weder im allgemeinen, noch, was den Kl. K. angeht, im besonderen.

Zwar urteilt er vorsichtiger über Luthers Arbeit am Kl. K. als über dessen Bibelübersetzung. Diese hat Luther nach ihm „zur Befestigung seiner persönlichen Stellung benutzt"; aber den Katechismus nennt er eine „Pflanzstätte für seine künftige Kirche"!! —

„Selig sind die Hände, welche dies heilige Buch geschrieben haben!" Das Wort soll gleich nach dem Erscheinen des Kl. K. ein katholischer Geistlicher in Italien gesprochen haben, der, weil die Uebersetzung keinen Verfasser nannte, seine Herkunft nicht kannte. Ich denke, wir können ähnlich sprechen; aber nicht nur, weil wir wissen, von wem er stammt, und wie er entstand, sondern weil er ein Kleinod ist, das viele reich gemacht hat und immer noch viele reich macht.

Bernburg a. S. Arthur Schneider.

Die preußischen Kirchenverträge.

Nuntius Pacelli hat Berlin und Deutschland verlassen, um in der Vatikanstadt neue Ehren und neue Aemter zu übernehmen. In den verschiedenen Reden, die bei den ihm wie keinem anderen Diplomaten zuteil gewordenen Abschiedsfeiern gehalten wurden, ist ihm hohes Lob gezollt worden ob des Abschlusses der beiden deutschen Konkordate, des bayerischen von 1924 und des preußischen von 1929. Der „Osservatore Romano" Nr. 293 spendet dem nunmehr zum Kardinal und wahrscheinlich auch zum Amt eines päpstlichen Staatssekretärs berufenen Nuntius das Lob, mit dem Abschluß der beiden deutschen Konkordate ein monumentales Werk vollbracht zu haben, das seinen Namen in das Goldene Buch der um die Kirche Gottes verdienten Männer eintrage. Aus der allgemeinen Begeisterung fällt eine Kundgebung heraus, die beachtet werden muß. Das ist das Abschiedsschreiben der Fuldaer Bischofskonferenz. Die Bischöfe anerkennen, daß es dem Nuntius gelungen ist, mit Preußen ein „annehmbares Konkordat" abzuschließen. Es ist klug von den preußischen Bischöfen, das Konkordat nicht in überschwenglichen Tönen zu preisen. Die nichts weniger als erfreuliche Lage, in die nach der Nichtbeachtung der Kundgebung der Preußischen Generalsynode vom 25. Juni 1929 die evangelische Kirche in der Frage des Kirchenvertrages versetzt ist, läßt katholische Großsprechereien um so peinlicher wirken. Leider ist die vornehme Zurückhaltung der preußischen Bischöfe aufgehoben durch eine herausfordernde Prahlerei des Münchener Erzbischofs, Kardinal von Faulhaber, der dem von Berlin nach Rom sich begebenden Nuntius Pacelli auf der Durchreise durch München am 13. Dezember im Namen der bayerischen Bischöfe ein Schreiben überreichte, worin es bei Erwähnung der erfolgreichen Konkordatsbemühungen heißt: „Eure Exzellenz haben durch Ihre persönliche Vornehmheit und Geistesüberlegenheit, durch das fortiter in re et suaviter in modo das Ansehen des Papsttums im deutschen Volk auf eine Höhe erhoben, die für das Geburtsland der Reformation eine Gnade bedeutet." Der „Osservatore Romano" vom 21. 12. 1929 benutzt in der Uebersetzung des Briefes den verschärfenden Ausdruck: „für das Geburtsland der Pseudoreformation." Eine verdiente protestantische Antwort auf solche unzeitgemäßen Siegesfanfaren ist in der in dieser Nummer der „Wartburg" wiedergegebene Kundgebung des Evangelischen Bundes und des Internationalen Verbandes zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus erteilt worden.

Beide Kirchenverträge haben in den letzten Wochen eine Besprechung erfahren von Persönlichkeiten, deren Stellung im politischen und kirchlichen Leben ihren Ausführungen eine entsprechende Bedeutung gibt. Der Bezirksverband Groß-Berlin des Preußischen Richtervereins hat dazu Anlaß gegeben. In der Reihe seiner diesjährigen Wintervorträge sprach am 2. Dezember der Paderborner Dompropst und Kirchenrechtslehrer, Prälat Professor Dr. Linneborn, Mitglied der Zentrumsfraktion des Preußischen Landtags und Berater der Nuntiatur und Regierung in der Konkordatsfrage über „Die Verfassung der katholischen Kirche und ihre Rechtsstellung in Preußen nach dem Konkordat". Im gleichen Kreis sprach am 16. Dezember der Generalsuperintendent der Kurmark, D. Dibelius, über „Die neue Stellung der evangelischen Kirche im Staat und die Frage des Staatsvertrages". Also inhaltlich ähnliche Fragen, die jedoch eine grundverschiedene Beantwortung fanden.

D. Dibelius mußte Zurückhaltung wahren, da ja der Vertrag mit der evangelischen Kirche noch in der Schwebe ist. Ein Ende der Verhandlungen ist zurzeit noch nicht abzusehen, so daß die im Februar zusammentretende neue Generalsynode sehr wahrscheinlich die Klagen der außerordentlichen Tagung der letzten Generalsynode vom Juni 1929 aufzunehmen haben wird. D. Dibelius beschränkte sich auf allgemeine Ausführungen, daß der evangelischen Kirche ihr Recht nur werden könne auf dem Wege eines freien Vertrages. Dabei handele es sich nicht um taktische Fragen in der einen oder anderen Materie oder um die Sicherung materieller Interessen, sondern um das große grundsätzliche Problem, daß die evangelische Kirche ihrer geistigen Auf-

gabe an Volk und Staat selbständig und unabhängig leben könne. Weitläufige Andeutungen von D. Dibelius und nähere Mitteilungen in der Presse lassen vermuten, daß die Hauptschwierigkeiten in einer Verständigung über die Aufsichtsrechte des Staates im allgemeinen, das Mitwirkungsrecht bei den Ernennungen und die Anwendung der politischen Klausel liegen. Auch die Zuständigkeit der Kirche bei der Ernennung der Theologieprofessoren scheint nicht geklärt zu sein. Nimmt man hinzu, daß selbst bei einer Verständigung zwischen Regierung und Kirche noch die Fährlichkeiten der parlamentarischen Abstimmung zu überwinden sind, so muß man sich ohne Selbsttäuschung sagen, daß noch vollständiges Dunkel schwebt über der Frage, wie der evangelischen Kirche in Preußen ihr Recht werden soll und welche Beachtung die in der Kundgebung der Generalsynode vom 25. Juni 1929 ausgedrückte Willenserklärung des preußischen Kirchenvolkes finden wird.

Für Dr. Linneborn lagen die Dinge wesentlich einfacher. Das katholische Konkordat liegt abgeschlossen vor und kann die öffentliche Besprechung seiner Einzelheiten über sich ergehen lassen. Aus dem Vortrag Linneborns sei hier dasjenige hervorgehoben, was uns, ohne Wiederholung des in dieser Zeitschrift schon Gesagten, zur sachlichen Würdigung des Vertrages mit der römischen Kurie beizutragen geeignet scheint. Dr. Linneborn schaltete alles aus, was dem Konkordatsabschluß vorausging, insbesondere auch die parlamentarischen Verhandlungen und die an Gegensätzen reiche Beurteilung der Konkordatsfrage in Deutschland. Er versuchte einen Ueberblick zu geben über die Beweggründe, die kirchlicherseits für den Konkordatsabschluß bestimmend waren. Linneborn kennzeichnet die durch das Konkordat gegebene Rechtsstellung der katholischen Geistlichkeit zunächst in den Bestimmungen über die A u s b i l d u n g d e r G e i s t l i c h e n. Er knüpfte an eine interessante statistische Tatsache an. Von den deutschen Theologiestudenten der katholischen Kirche stammen 9,49 Prozent aus den oberen Kreisen, während diese Kreise im allgemeinen 32,43 Prozent der Universitätsstudenten umfassen. Aus dem Mittelstande kommen 72,61 Prozent katholische Theologen bei 61 Prozent für die übrigen Berufe und aus dem Arbeiterstand 10,32 Prozent bei 2,23 Prozent des allgemeinen Durchschnitts. Für die Anstellung der katholischen Geistlichen stellt das Konkordat die Bedingungen der Reichsangehörigkeit und des zum Besuch einer Universität berechtigenden Reifezeugnisses einer höheren Schule. Obschon die lateinische und griechische Sprache zum Studium der Theologie unerläßlich sind, hat man sich doch nicht auf das humanistische Gymnasium festgelegt. Die katholische Kirche habe auch hier die Freiheit bekunden wollen, ihre inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen. Sie habe also im Konkordat nur niedergelegt, daß die Theologen dieselbe Allgemeinbildung besitzen müssen wie die übrigen Akademiker. Mitbestimmend bei dieser Festlegung war, daß die humanistischen Lehranstalten mehr und mehr zurückgedrängt werden und nicht in der Lage sind, eine hinreichende Zahl von Theologen zu stellen. So mußten auch die übrigen höheren Lehranstalten als Rekrutierungsquellen für die Theologen dienen. Bei den Studienvorschriften ist ein Unterschied zwischen den Anforderungen des Kirchenrechts und den Bestimmungen des Konkordats zu beachten. Die katholische Kirche hat für die Theologen ein Mindeststudium von vier Semestern Philosophie und acht Semestern Theologie festgesetzt. Diese zwölf Semester müssen zurückgelegt werden in den von der Kirche hierfür anerkannten Hochschulen. Das Konkordat fordert lediglich ein Studium von mindestens sechs Semestern an einer der im Konkordat festgelegten Hochschulen. Als solche kommen in Betracht die theologischen Fakultäten an den Universitäten Bonn, Münster und Breslau, die staatliche Akademie in Braunsberg, die anerkannten wissenschaftlichen Seminare in Trier, Paderborn und Fulda. Limburg, Hildesheim und Osnabrück können nach dem Konkordat theologische Seminare einrichten, während dies nach Dr. Linneborn für die neu geschaffenen Diözesen Aachen, Berlin und die Prälatur Schneidemühl nicht der Fall sei. Die katholische Kirche sei auf diese Einschränkung eingegangen, weil die Kräfte, die sich der theologischen Wissenschaft widmen, doch nicht so zahlreich sind, daß eine größere Zersplitterung der Anstalten wünschenswert wäre. Auch die Kostenfrage spiele

eine erhebliche Rolle. Im Widerspruch hiermit steht eine Aeußerung des Administrators des Bistums Berlin, Dr. Schreiber, der auf einer Tagung der katholischen Jugendvereinsvorstände in Hermsdorf bei Berlin nach „Germania". vom 8. Januar 1930 mitteilte, er habe die Absicht, die Berliner Priesterkandidaten in den zwei letzten Jahren ihrer Ausbildung in einem eigenen Priesterseminar, „in der Atmosphäre der Großstadt gelegen", auf ihr Amt vorzubereiten. Weiter können die katholischen Theologen studieren an den süddeutschen Universitäten mit theologischen Fakultäten, an den bayerischen vom Staate eingerichteten theologischen Lyzeen, an den österreichischen Universitäten, soweit sie für andere akademische Fächer zugelassen sind, und endlich an den päpstlichen Anstalten in Rom. Stark setzt sich Linneborn ein für dieses Studium an den päpstlichen Anstalten. Es seien damit eine Reihe von Vorteilen gegeben: ein tieferes Studium des katholischen Altertums und der ersten christlichen Zeit, Kenntnis der höchsten Verwaltungseinrichtungen der Kirche und der italienischen Sprache und Anwärterschaft auf die höchsten kirchlichen Verwaltungsstellen. Auf die Nachteile, die mit einem ausschließlich in Rom abgelegten höheren Studium in nationaler Hinsicht verbunden sind, insbesondere auf den Mangel eines tieferen Eindringens in das deutsche Kulturgut in der Hauptentwicklungszeit der zur Führerschaft im deutschen katholischen Volksteil berufenen jungen Kleriker, ging Linneborn nicht ein.

Bei der Besetzung der Domkapitel und Bischofssitze hat sich das allgemeine katholische Kirchenrecht durchgesetzt. Auch Linneborn gibt zu, daß im Vergleich zu den früheren Abmachungen von 1821—1827 ein Minus für die preußischen Domkapitel und den preußischen Staat zu verzeichnen sei. Der tatsächliche Wert der bei Bischofsernennungen dem Papst vorzulegenden Vorschlagsliste der deutschen Kapitel und der preußischen Bischofskonferenz wird also abgegrenzt: Der Papst ist nicht unbedingt an die ihm überreichten Listen gebunden. Er benennt unter Würdigung dieser Listen, oder wie es schärfer im italienischen Text heißt: „indem er sich die Listen vergegenwärtigt", drei Personen, und das Kapitel nimmt unter diesen die Wahl vor. Das Kapitel nennt den Gewählten dem Preußischen Staatsministerium, und dieses prüft, ob der Gewählte nicht „aus politischen Gründen" abzulehnen sei. Der Papst kann den Gewählten nicht bestätigen, bevor die Erklärung der preußischen Regierung vorliegt. Zu beachten sei, daß die preußische Regierung es im Falle einer Ablehnung nicht mit einer römischen Instanz, sondern mit dem deutschen Domkapitel zu tun habe. Von dort aus seien weitere Vorschläge Roms in Anregung zu bringen.

Bei der neuen Umschreibung der preußischen Diözesen haben zum Teil politische Rücksichten mitgewirkt, zumal im Osten. Der neu eingerichteten Prälatura nullius Schneidemühl wurden die Preußen verbliebenen Reste der jetzt polnischen Bistümer Gnesen und Posen einverleibt. Mit Absicht habe man diese Bezirke nicht anderen Diözesen zugeschlagen. Es werde damit die Auffassung des preußischen Staates gewürdigt, daß die Verhältnisse an der Ostgrenze nicht als endgültig zu betrachten seien. Ermland, das vorher unabhängig dem Papst unmittelbar unterstand, gehört jetzt zur Kirchenprovinz Breslau. Dies sei geschehen, damit auch kirchlich die Beziehungen des Ostens hinübergreifen über den polnischen Korridor. Damit werde die Zusammengehörigkeit von Ostpreußen und dem übrigen Preußen zum Ausdruck gebracht.

Linneborn, ein Spezialkenner des Patronatsrechtes, streifte noch die Bestimmungen des Konkordates über dieses Recht. Preußen verzichtet auf das Patronatsrecht überall, wo es keine Lasten hat. Bei den belasteten Patronaten kann der Bischof frei verfügen in allen Fällen, in denen die Regierung keinen aus staatsrechtlichen Gründen zu rechtfertigenden Einspruch gegen die Ernennungen erhebt. In einer besonderen Liste sind die Patronate festgelegt, für die der preußische Staat sein Präsentationsrecht beansprucht, und wo der Bischof nur geltend machen kann, daß die betreffenden Kandidaten unfähig seien, das Amt zu bekleiden. Diese Liste ist nicht veröffentlicht worden. Maßgebend für die Aufnahme in diese Liste seien nationale Interessen gewesen.

Abschließend stellt Dr. Linneborn fest, daß das Konkordat der katholischen Kirche ihr Recht gegeben habe als Kirche und nicht nur als einer Rechtspersönlichkeit des öffentlichen Rechts. Die Bedeutung des Konkordatsabschlusses liege nicht so sehr in den Dingen, die geregelt sind, als in der Tatsache, daß das Konkordat abgeschlossen wurde. Die Kirche habe verlangen müssen, daß der Staat darauf verzichte, von sich aus durch Gesetze Dinge zu regeln, die in die Rechtssphäre der Kirche eingreifen. Das sei der springende Punkt gewesen, und im Konkordat sei der kirchlichen Rechtsauffassung Rechnung getragen. Die preußischen Katholiken seien dem Staate dankbar dafür; denn sie erkennen darin ein Entgegenkommen gegenüber der inneren Rechtsauffassung der römisch-katholischen Kirche.

Dieses Geständnis ist wertvoll, denn damit ist bewiesen, daß die These, nur der Inhalt des Konkordates sei bestimmend und nicht das Grundsätzliche der Konkordatsform, hinfällig ist. Die römische Kirche hat ihre Rechtsauffassung durchgesetzt, der Staat hat sich gefügt und sich mit einem „Minus" abgefunden. Damit ist auch nachträglich noch einmal erwiesen, wie berechtigt die Warnungen vor einem Konkordat gewesen sind.

Einer scharfen Kritik vom staatsrechtlichen Standpunkt aus wird das Konkordat mit Preußen unterzogen von Geh. Rat Professor Dr. August Finger in Halle in einem Aufsatz der „Juristischen Wochenschrift", Heft 49/50 vom 7. und 14. Dezember 1929. Finger prüft, ob das Konkordat mit der Reichsverfassung in Einklang stehe und kommt an der Hand der neuesten staatsrechtlichen Literatur von Anschütz, Giese, Hochheiser, Poetzsch-Heffter zu dem Ergebnis, daß die Zuständigkeit Preußens zum Abschluß des Konkordats überhaupt, wie auch zur gesetzlichen Regelung einzelner Materien, stark beanstandet werden muß. Von Bedeutung sei hier die in Art. 10 der Reichsverfassung geregelte Grundsatzgesetzgebung: Danach kann das Reich im Wege der Gesetzgebung Grundsätze aufstellen für die Rechte und Pflichten der Religionsgesellschaften; für das Schulwesen einschließlich des Hochschulwesens. Es bestehe kein Zweifel darüber, daß die Feststellung derartiger Richtlinien die Landesgesetzgebung dahin bindet, daß ein von einem Lande nach Erlaß der Richtlinien ergangenes, diesen Richtlinien zuwiderlaufendes Gesetz nach Art. 13 RVerf. ungültig ist. Die Landesgesetzgebung habe aber auch die Pflicht, bereits bestehende Landesgesetze den später vom Reich ergangenen Richtlinien anzupassen. Aus dieser Pflicht folge aber die weitere, alles zu unterlassen, was dem Lande die Erfüllung dieser Pflicht im einzelnen Fall unmöglich machen könnte. Danach hätte Preußen das Konkordat mit einer Kündigungsklausel und nicht, wie es geschehen ist, für immerwährende Zeiten abschließen müssen. Durch eine vertragliche Bindung nach außen durfte Preußen für sich nicht eine Rechtslage schaffen, die leicht zu einer Kollision des preußischen Rechts mit Reichsrecht führen kann. Es widerspricht dem Geiste der Reichsverfassung, wenn ein Land Verpflichtungen als dauernde übernimmt, die es als von der Reichsverfassung ihm widerruflich eingeräumte erkennen muß. Professor Finger sieht derartige bedenkliche Verpflichtungen in der Regelung der Dotationsfrage und in den der Kirche vom Staate eingeräumten Einspruchsrechten gegen die Anstellung und Amtsführung der staatlich bestellten Hochschullehrer an den katholisch-theologischen Fakultäten. Im allgemeinen sei es unzulässig, daß einzelne Länder dem Reiche die ihm verfassungsmäßig zustehende Kompetenz verkümmern und durch Bindungen nach außen eine Mannigfaltigkeit setzen an die Stelle der verfassungsmäßig gewollten fortschreitenden Vereinheitlichung.

Wir können diese Ausführungen des anerkannten Staatsrechtslehrers hier nur registrieren. Es ist ja deutlich erwiesen, wie wenig bei der parlamentarischen Abstimmung über das Konkordat in Bayern und Preußen Rechtsgrundsätze oder überhaupt höhere geistige Gesichtspunkte ausschlaggebend gewesen sind, sondern einfachster Parteiegoismus und Parteiterrorismus. Um so mehr muß man die Tatsache im Auge behalten, daß die Konkordatsfrage mit Zwangsläufigkeit wieder aufgerollt werden muß, jedesmal wenn durch Reichsgesetze Materien geregelt werden sollen, die in den

beiden bisherigen deutschen Konkordaten eine so voreilige und einseitige Behandlung gefunden haben. So wird sich immer wieder zum Schaden des inneren Friedens im deutschen Volk die paradoxe Tatsache bewahrheiten, daß römische Konkordate deutsche Diskordate sind, daß sie nicht Eintracht stiften, sondern Zwietracht.

Einen lehrreichen Rückblick wirft auf das Konkordat mit Preußen und die vorangehenden Verhandlungen der französische Jesuit Pierre Delattre im Dezemberheft 1929 der Jesuitenzeitschrift „Etudes". Der „Osservatore Romano" (303) gibt seine Ausführungen in einem längeren Aufsatz wieder. Delattre greift weit zurück, um die Stellung des preußischen Staates zu den christlichen Kirchen klar zu machen. Die jahrhundertelangen Bestrebungen Preußens, den Protestantismus zur Staatsreligion zu machen, seien im Kulturkampf endgültig gescheitert. Der Evangelische Bund sei 1886 gegründet worden, um das von den Staatsmännern aufgegebene Panier immer wieder hochzuhalten: „Jeder Vorwand war gut genug, um den Staat zur Hintansetzung der Verbreiterung katholischer Gedanken und Bestrebungen zu veranlassen. Selbst inmitten des Weltkrieges ließ dies Begehren nicht nach und man mußte schlimmere Kämpfe befürchten, als je zuvor." Die Revolution und die Weimarer Verfassung habe einen endgültigen Umschwung herbeigeführt. Die evangelische Kirche habe ihre bevorzugte Stellung eingebüßt und der katholischen Kirche die ihr seit 300 Jahren verwehrte Freiheit wiedergegeben. Die Freiheit der Weimarer Verfassung sei der katholischen Kirche in dem Konkordat vom 14. Juni noch einmal vertraglich gesichert. Trotz mancher Lücken bedeute dieser Vertrag einen mehr durch sein Dasein als durch seinen Inhalt bedeutungsvollen Wendepunkt in der Religionsgeschichte Deutschlands seit der Reformation. Delattre geht dann die einzelnen Punkte des Konkordates durch und weist nach, daß in allen Fällen eine Besserung gegen die früheren Zustände erreicht sei. Sein Schlußurteil lautet: „Ohne den Wert des Konkordates zu übertreiben, darf festgestellt werden, daß durch diesen Vertrag dem Staatschristentum, unter dem der Katholizismus solange zu leiden hatte, ein entscheidender Schlag zugefügt ist. Die Freiheit der Bischöfe ist nicht mehr beeinträchtigt. Damit ist ein weiterer Schritt getan auf dem Wege einer umfassenden Neubildung (riorganizzazione generale) der Kirche im neuen Deutschland."

Ein Mehrfaches ist aus dem Aufsatz zu nehmen: Erstens die Zufriedenheit des römischen Katholizismus mit dem Konkordat, dann die gegen die evangelische Kirche, das „Staatschristentum" gerichtete Spitze. Und endlich die Ansage weiterer kirchenpolitischer Pläne von seiten des römischen Katholizismus in Deutschland.

Berlin. Ohlemüller.

Wissenschaftliche Rückständigkeit.

(Eine Entgegnung.)

1.

Der Angriff ist immer die beste Verteidigung. So scheint Bernhard Duhr S. J. empfunden zu haben, als er in den „Stimmen der Zeit" einen Artikel über „Wissenschaftliche Rückständigkeit" schrieb (Juni 1929). In einem kleinen Einleitungssatz gibt er ruhig zu, daß man den Vorwurf der Rückständigkeit nicht ohne Grund der katholischen Seite gemacht habe. Ungenügende Wertschätzung der Wissenschaft, unbegründete Furcht vor ihren Ergebnissen stellt er fest. Aber statt daß er nun wacker gegen das eigene Lager zu Felde zieht, hat er es auf die protestantische Wissenschaft, zumal die historische abgesehen. Ihre wissenschaftliche Rückständigkeit sei daran schuld, daß noch heute die unsinnigsten Fabeln über die Kirche und ihre Geschichte in Tausenden von gelehrten Werken und Schulbüchern verbreitet würden und bis ins abgelegenste Dorf drängen.

Duhr weist auf das Lutherwerk von Denifle hin, der den Koryphäen protestantischer Forschung eine geradezu verblüffende Unkenntnis der katholischen Lehre nachgewiesen habe. Nun liegt das Erscheinen des von fanatischem Hasse gegen Luther erfüllten Werkes des Dominikanerpaters immerhin schon ein Vierteljahrhundert hinter uns. Unsere Lutherforschung hat daraus zu lernen gewußt, was daraus zu lernen war. Aber Duhr liegt etwas ganz anderes am Herzen. Er will den wissenschaftlichen Nachweis bringen, wie sehr die protestantische Forschung hinsichtlich des Jesuitenordens versagt habe. Zwar ist für uns der Jesuitenorden nicht die katholische Kirche. Aber wir gehen ruhig einmal die Wege mit, die uns Duhr führt. Daß er mit dem 16. Jahrhundert beginnt, kann zwar nicht gerade als sehr aktuell empfunden werden. Aber er tut es und unterzieht die Kritik am Jesuitenorden im Laufe der Zeiten einer vernichtenden Gegenkritik. Das 16. Jahrhundert und jedes folgende bis ins 19. hinein erweist sich vor dem gestrengen Kritiker als schuldig. Duhr legt dabei die schärfsten wissenschaftlichen Maßstäbe an. Vor ihm findet keiner Gnade, von Johannes Wigand an, einem Mitverfasser der bekannten Magdeburger Zenturien, bis zu Ranke und Adolf Harnack, außer Böhmer, der es bekanntlich vermocht hat, den Jesuitenorden und seine Geschichte mit größter Objektivität zu schildern, und dazu auch Stöckius. Auch Carl Mirbt muß es sich gefallen lassen, scharf getadelt zu werden, weil er in seinen „Quellen zur Geschichte des Papsttums" bis zur 2. Auflage das sogenannte „Ungarische Fluchformular" als echte Quelle zur Jesuitengeschichte abgedruckt hat. Es hätte freilich nichts geschadet, wenn Duhr die wissenschaftliche Objektivität des Forschers anerkannt hätte, der in der 3. Auflage eben die Quelle nicht mehr fließen ließ, ebenso der von Böhmer beanstandeten Aufnahme der „Doctrina moralis Jesuitarum" in der 4. Auflage 1917 Rechnung getragen hat. In ihr findet sich das Stück nicht mehr.

Es erübrigt sich nun, mit Duhr den Gang durch die vier Jahrhunderte zu tun. Entlegenste Namen, die nur der Historiker von Fach kennt, begegnen uns. Man muß sich aber über den mangelnden historischen und psychologischen Blick des Verfassers verwundern, der über das 16. Jahrhundert den Satz schreiben kann:

„Es ist eine traurige, besonders für die protestantischen Universitäten des 16. Jahrhunderts beschämende Tatsache, daß kein einziger unter den vielen protestantischen Gelehrten eine auch nur den geringsten Anforderungen der Kritik genügende Darstellung des Ordens gegeben hat, auch dann nicht, wenn sie sich ex professo mit dem Orden beschäftigten und behaupteten, auf das genaueste unterrichtet zu sein."

Das Zeitalter der schärfsten konfessionellen Polemik, wo es um Leben und Dasein des Protestantismus ging, kann unmöglich nach den Gesichtspunkten moderner historischer Methoden gemessen werden, vielleicht noch weniger das 17. Jahrhundert, das den Dreißigjährigen Krieg erlebt hat. Man kann sich daher nur wiederum über das unpsychologische Urteil von Duhr wundern, wenn er schreibt:

„Noch beschämender wird dieselbe Tatsache im 17. Jahrhundert, wo doch schon zahlreichere Quellen zur Verfügung standen. Besonders sind es protestantische Universitäten, die die bedauerlichsten Proben wissenschaftlicher Rückständigkeit ablegen."

Wissenschaftliche Rückständigkeit ist ja immer bedauerlich, wo sie sich auch finden möge. Es entsteht aber ein einseitiges, um nicht zu sagen gefälschtes Bild, wenn vor allem auch die katholische Polemik gegen Luther und die

Reformation als Gegenstück zur protestantischen nicht mit in Anschlag gebracht wird. Das Schuldkonto auf katholischer Seite ist derartig, daß Duhr seinen Artikel besser nicht geschrieben hätte. Vielleicht ist aber die wissenschaftliche Fortschrittlichkeit des gelehrten Jesuiten so groß, daß er die von ihm gewünschten Maßstäbe historischer und konfessioneller Forschung auch Luther und dem Protestantismus gegenüber zugute kommen lassen will. Hier ist noch sehr viel zu tun. Der Nachweis dafür wird uns nicht schwer fallen. Leider handelt es sich in ihm nicht nur um die vergangenen Jahrhunderte, sondern um die neueste Zeit. Wir erkennen zunächst einmal unumwunden den Grundsatz an, den Augustinus aufgestellt hat:

„Es gibt keine Methode, die mehr den Vorwurf der Willkürlichkeit und Verwegenheit verdient als diejenige, welche die Meinung eines Buches bei denen erfragt, welche dem Verfasser dieses Buches aus irgendeinem Grunde feindlich gegenüberstehen."

Gewiß ist also eindringliches Quellenstudium nötig, will man wissenschaftlich arbeiten, ebenso scharfe Sichtung der Quellen zweiter und dritter Hand. Gewiß ist auch dies richtig und beherzigenswert, es genüge nicht, die Quellen einzusehen, man müsse auch ihre Sprache und ihren Sinn verstehen. Alles schön und gut. Nur wäre es eine unwissenschaftliche Forderung, wollte man der Kritik an sich wehren. Beinahe bekommt man den Eindruck, daß jede Kritik des Katholizismus, zumal wenn sie sich gegen den Jesuitenorden richtet, als verständnislos abgelehnt wird, ja als übelwollende Gehässigkeit. Dem gegenüber ist zu sagen, daß Kritiklosigkeit u. U. sehr unwissenschaftlich sein kann. Hat der Protestantismus nicht etwa gerade hinsichtlich des Jesuitenordens, wie er uns aus ersten Quellen anschaut, genügenden Grund zu schärfster Abweisung? Ich denke nicht daran, die Morallehren der Jesuiten hier ausgiebiger zu beleuchten. Aber es bedarf doch sicherlich nicht des Schöpfens aus den „lettres provinciales" von Pascal, einer sekundären Quelle, um da sittlichen Protest zu erheben. Ist es etwa Unwissenschaftlichkeit, „wissenschaftliche Rückständigkeit", wenn das empfindliche Gewissen von Adolf Harnack so heftig gegen den „Probabilismus" reagiert hat? Ist es wirklich nötig aus jesuitischen Moralbüchern Belege zu sammeln, die die stärksten ablehnenden Werturteile hinlänglich begründen? Hier sind doch die Klagen von Duhr, der „Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden" sucht, so unberechtigt als möglich. Will er denn alles aus der Geschichte seines Ordens gerechtfertigt sehen, will er es denn nicht verstehen, daß der Orden, dessen Begründer ein Programm der Gegenreformation entworfen hat (vgl. Mirbt, „Quellen" S. 281), und der auch danach verfahren hat, nur unter schwerster geschichtlicher Belastung vor der protestantischen Wissenschaft dastehen kann? Will er uns denn zumuten, daß wir die Jubiläumsschrift, die „imago" von 1640, vergessen? (Mirbt S. 374) Hier wird von Luther als der „Schmach Germaniens, dem Schwein Epikurs, dem Verderben Europas, dem unglückseligen Ungeheuer des Erdkreises" gesprochen. Dem gegenüber braucht es von Duhr wahrlich nicht so wichtig genommen werden, wenn der wackere Martin Chemnitz die Jesuiten im Jahre 1562 „wohlgebauchte, langstreckige Säue" nennt, die „der Teufel wohl gemästet zu seiner höllischen Küche schlachten möge". Hier spielt, wer es zu hören vermag, auch noch etwas von derbem Humor mit. Völlig humorlos aber ist die jesuitische Jubiläumsschrift, deren berühmte Worte gerade für eine wissenschaftliche Betrachtung des Jesuitenordens unvergeßlich sein werden:

„Solange wir atmen, werden wir gegen die Wölfe zur Verteidigung der katholischen Herde bellen. Vergeblich jede Hoffnung auf Frieden! Der Same des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilkar dem Hannibal, das war uns Ignatius. Unter seiner Führung haben wir ewigen Krieg an den Altären geschworen." (Mirbt S. 375.)

Oder gehören solche Aeußerungen programmatischer Natur zur „Pathologie des Katholizismus" und darf man nicht daran erinnern? Rückt Duhr selbst davon ab, macht er nur die damalige Zeit für diesen furchtbaren Fanatismus haftbar? Wenn ja, so erweise er auch der von ihm bekämpften Seite Gerechtigkeit. Sonst läuft er Gefahr, daß wir seinen Artikel über „Wissenschaftliche Rückständigkeit" des Protestantismus als unwahrhaftiges Gerede beiseiteschieben müssen.

2.

Bevor ich nun auf ein wirklich vorhandenes, auch von mir empfundenes, sehr aktuelles Gegenwartsinteresse eingehe, empfiehlt es sich doch noch einmal im Buche der Geschichte zu blättern. Bekanntlich hat der von Duhr mit Recht hoch eingeschätzte evangelische Kirchenhistoriker Heinrich Böhmer nicht nur sein weitherzig verstehendes Buch über den Jesuitenorden geschrieben, sondern auch ein anderes über „Luther im Licht der neueren Forschung" (21.—24. T. 1918 bei Teubner). Sein eifriges Studium sei Duhr dringend empfohlen, wenn er noch nicht zu der Erkenntnis gekommen sein sollte, mit welchen Urteilen man die katholische Lutherforschung bis zu den Werken seines Ordensbruders Grisar gerechterweise belegen muß. Ich bezweifle sehr ernsthaft, ob auf diesem Gebiet das verhältnismäßig milde Urteil „der wissenschaftlichen Rückständigkeit" den Tatbestand genügend ausschöpft. Jedenfalls wollen wir nach dem Grundsatz verfahren: „audiatur et altera pars". Die andere Seite, die wir hören wollen und müssen, ist die katholische Lutherforschung. Ein Mann, der wie Duhr die sauberen Methoden der Wissenschaftlichkeit vertritt, muß es begrüßen, wenn wir den elementarsten Gesichtspunkt, den der Gerechtigkeit, geltend machen.

Da ich selbst kein Historiker bin, lasse ich Böhmers Buch sprechen. Nicht daß der geistreiche Mann eine Parallele zu der Pedanterie von Duhrs Aufsatz in seinem oben erwähnten Buche bieten könnte, um dann etwa über jedes Jahrhundert sein eintöniges: „Schuldig!" zu verhängen. Er hat zunächst einmal den psychologischen Blick des echten Historikers für den Geist der konfessionell erregten Zeiten, um nicht unmögliche Forderungen modern wissenschaftlicher Methodik an die konfessionellen Haudegen beider Seiten zu stellen. Mit einem gewissen Humor läßt er die fürchterlichen Ausgeburten katholischer Streittheologie an dem Leser vorüberziehen. Der erste Lutherbiograph überhaupt war der Breslauer Domherr C o c h l ä u s, ein Mann, der übrigens bekanntlich eine persönliche Anschauung von Luther hatte (vgl. „Reichstag zu Worms"). Er schildert Luther als Kind des Teufels, den der Leibhaftige im Ehebruche mit der Margarete Lutherin erzeugt hat.

„Schon als Kind zeigte der Unglückliche daher ein so fremdes, wildes Wesen, daß die eigene Mutter es später bedauerte, den Wechselbalg nicht gleich in der Wiege ermordet zu haben."

Beim Tode ist er natürlich vom Teufel geholt worden. Als großer Verbrecher erscheint er Thomas M u r n e r, „Der Ton der historisierenden Polemik", führt Böhmer aus, „hat sich im Laufe der Jahrhunderte aufs Ganze gesehen, nicht unerheblich verfeinert. Malten ihre Vertreter früher gleichsam mit Rot, so daß die Lutheraner nicht mit Unrecht von einem Wühlen in den

excrementis Lutheri redeten, so verbergen sie jetzt nicht selten mit bewunderungswürdigem Geschick den anerzogenen Ekel vor dem Erzketzer hinter der kalten Maske des unparteiischen Richters. In der Methode folgt man dagegen immer noch im wesentlichen den bewährten Meistern und Mustern aus der wilden Zeit der Glaubenskriege. Man läßt, so weit es angeht, die Quellen reden, aber nur die Quellen, die dem eigenen Standpunkt günstig sind, und man überträgt dann gleichsam Luther selber das Richteramt, indem man aus seinen Werken und Reden sorgfältig alle Aeußerungen zusammenträgt, die ein schlimmes Licht auf seinen Charakter zu werfen scheinen, aber man teilt auch diese Aeußerungen nicht immer vollständig mit, sondern reißt sie aus ihrem natürlichen Zusammenhange und legt sie, wie jetzt wieder Grisar, bei jeder Gelegenheit falsch aus. Dies sinnreiche Verfahren, das in Döllinger und Janssen seine virtuosen Vertreter gefunden hat, ist schon mehr als 300 Jahre alt, denn sein eigentlicher Begründer ist der hessische Arzt Johann Pistorius, † 1608." (S, 15, 16.) Von dem Jesuiten (sic!) Conrad Vetter sagt Böhmer nicht ohne Humor, daß er aus dem unerschöpflichen Vorrat des schwäbischen Dialektes an volkstümlichen Schimpfworten eine so stattliche Blütenlese zusammenstellte, daß der Germanist noch heute ihn mit Nutzen studieren könne. Uebertroffen habe ihn womöglich noch der Straßburger Geistliche Nikolas Weislinger. In seinem Buche „Friß Vogel oder stirb" (1723) „liest der **sacrae theologiae polemicae studiosus** dem evangelosen Ketzer, dem stinkenden Lästerbuben, Dreckbuben, Hudler, Generalflegel, Misthammel, Schandmaul, Luder Luther und der ganzen lutherischen Lauserei, dem lutherischen Ungeziefer, Mistfinken- und Spenglergesindel in einer Weise den Text, daß dem Leser beinahe Hören und Sehen vergeht. Solche Genies der Grobheit durften jedoch in Deutschland stets auf ein dankbares Publikum rechnen. Kein Wunder daher, daß Weislinger und seine älteren und jüngeren Kampfgenossen noch heute viel gelesen, benutzt und selbst nachgeahmt werden. Der Exjesuit Berlichingen hat noch im 20. Jahrhundert ganz im Stile Weislingers über Luther Gericht gehalten, und sogar der gelehrte Pater Denifle hat es nicht verschmäht, aus der reichen Schatzkammer dieser alten groben Polemik zu schöpfen und ihren frischen und kernigen Stil hie und da zu kopieren." (S. 16, 17.)

Nach Denifle nämlich entpuppt sich Luther „vor dem Richterstuhle der „Wissenschaft" erstlich als krasser Ignorant, weiter aber auch als ein Fresser und Säufer schlimmster Art, als ein tierischer Wüstling, ein Zoten- und Possenreißer niederster Sorte, ein literarischer Schmierfink, der einen Zola noch übertrifft, ein frecher Fälscher, Lügner und Betrüger, kurz als ein gemeingefährliches Individuum, das an „moralischer Verlumpung" seinesgleichen sucht" (Böhmer S. 134). In diesem Stile hat nun Grisar, der neueste katholische Lutherbiograph doch nicht geschrieben. Mir ist die zusammenfassende Biographie des Jahres 1926 bekannt. Ich muß aber bekennen, daß ich ehrlich erschrocken war über das verzerrte Lutherbild, das auch der jesuitische Forscher geboten hat. Mit dem vielgerühmten wissenschaftlichen Fortschritt, den Grisar bedeuten soll, ist es doch nicht allzuweit her. Mir ist so auch nicht zweifelhaft, daß der von Duhr noch so angefochtene Darsteller von Ignatius von Loyola, Gothein, turmhoch über Grisar steht. Es ist überhaupt eine offenkundige Tatsache, daß es eine vornehme, mit wirklich wissenschaftlichem Geiste geschriebene katholische Lutherbiographie noch gar nicht gibt. Vielleicht wird sie es nie geben, weil sie es nicht geben darf. Deshalb berühren die Klagen und Anklagen Duhr über die

„wissenschaftliche Rückständigkeit" des Protestantismus hinsichtlich des Katholizismus und besonders des Jesuitenordens mehr als eigentümlich. Wahrlich, wir wären schon zufrieden, wenn die elementarsten Bedingungen wissenschaftlicher Forschung gegenüber Luther befolgt würden. Statt dessen regiert bis in Grisars jüngstes Werk ein schlecht verborgener Haß. Weiß dies alles Duhr nicht, oder will er es nicht wissen?

3.

Dieser Artikel wäre aber nicht geschrieben worden, wenn es sich uns darum hätte handeln sollen, dem Verfechter echter Wissenschaftlichkeit, Duhr, eine Gegenrechnung zu präsentieren. Nein, es sollte unumwunden anerkannt werden, was Duhr ausführt:

„Die Wissenschaft der Geschichte verlangt Wahrheit und nichts als Wahrheit und darf nicht der Verbreitung der Unwahrheit und Lüge dienen. Die Geschichte soll auf der hohen Warte der Gerechtigkeit stehen, sie darf nie so tief sinken, daß sie zur Verleumderin wird, daß sie gegen Mitmenschen ohne Beweis die schwersten Anklagen erhebt und deren Leben und Tätigkeit in Verruf bringt. Die Wissenschaft soll dem Frieden besonders unter den Kindern des Landes dienen. Wenn aber von den Universitäten und Gelehrten gehässige Fabeln in den Hörsälen in Umlauf gesetzt werden, wenn dann diese Fabeln in die Klassenräume der Gymnasien dringen und selbst die Volksschule und Kinderstube verpesten, wie wird es dann um die gegenseitige Achtung und den Frieden unter denselben Volksgenossen bestellt sein? Diese Rückständigkeit wird zu einer stets flutenden Quelle der Uneinigkeit und des Hasses."

Alles zugestanden, und vor allen Dingen zunächst einmal auf die katholische Lutherforschung anzuwenden. Wir werden in unseren Tagen auf katholischer Seite keine Liebe für Luther erwarten, wohl aber Gerechtigkeit und wissenschaftlichen Anstand. Nur weil bei den wissenschaftlichen Führern dieser Forderung noch niemals Genüge getan ist, haben wir in der populären Literatur und auch zu Schulzwecken herausgegebenen Büchern einen so beklagenswerten Tiefstand in Darstellung und Urteil.

Ich weise nur auf ein Beispiel hin. In Aachen wird m. W. in einer Fortbildungsschule ein in 18. Auflage 1912 bei Schöningh in Paderborn verlegtes Büchlein benutzt: J. Engelns, Geschichte der christlichen Kirche, zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus, bearbeitet von Dr. theol. H. Degen, Domkapitular und Seminardirektor. Es wimmelt von geschichtlichen Fehlurteilen, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist. Ich möchte es mir aber nicht versagen, einen kleinen Abschnitt wörtlich anzuführen:

„Noch mehr aber wurde die Ausbreitung des Protestantismus gefordert durch den Inhalt der neuen Lehre. War die schnelle Ausbreitung der Lehre der Apostel unter den Heiden ein Wunder, weil dieselbe allen sinnlichen Gelüsten entgegentrat, so war dagegen die Ausbreitung des Protestantismus nur natürlich, da derselbe den Lüsten und Leidenschaften schmeichelte. Die Apostel unterwarfen den menschlichen Verstand dem Gehorsam des Glaubens; die Reformatoren unterwarfen den Glauben dem menschlichen Verstande und gaben jedem das Recht freier Forschung der Bibel. Die Apostel forderten Selbstverleugnung und Abtötung; die Reformatoren entbanden die Menschen von der heilsamen Uebung des Fastens und der Beobachtung der Kirchengebote. Die Apostel empfahlen die Keuschheit und den jungfräulichen Stand, die Reformateren forderten auf, das Gelübde der Keuschheit zu brechen, und gingen hierin mit eigenem Beispiele voran. Die Apostel forderten auf zu freigebiger Unterstützung der Armen, die Reformatoren empfahlen den Fürsten die Einziehung der Kirchen- und Klostergüter. Die Apostel forderten Gehorsam gegen die kirchlichen Vorgesetzten, die

Reformatoren legten auch in geistlichen Dingen alle Macht in die Hände der Fürsten und Magistrate. Solche Lehren und Grundsätze mußten bald viele Anhänger gewinnen." (S. 98/99.)

So viel Sätze, so viel Schiefheiten und „wissenschaftliche Rückständigkeiten". Diese kleine Probe mag uns eine Ahnung davon geben, wie viel in katholischen Lehrbüchern aufgeräumt werden muß, eben um der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens willen, drei Güter, die niemand mehr lieben kann, als ein guter Protestant.

Duhr beruft sich am Schlusse seines Aufsatzes auf den jüngst begründeten paritätischen Ausgleichsausschuß:

„Möge es ihm gelingen, alle konfessionellen Vorurteile und Geschichtslügen aus Schulbüchern und wissenschaftlichen Werken zu tilgen, die schon soviel Zwist, Hader und Erbitterung hervorgerufen haben. Erst auf dieser Basis ist der konfessionelle Friede möglich, den wir alle ersehnen."

Wort für Wort ist zu billigen. Nur hätten wir als Begründung einen anderen Unterbau gewünscht. Denn die gesamten Ausführungen Duhrs sind derartig einseitig und in ihrer breiten geschichtlichen Behandlung vom Geist historisch-psychologischer Einsicht so verlassen, lassen so sehr die Selbsterkenntnis vermissen, üben eine solche falsche Verallgemeinerung unter Aufbauschung von Kleinigkeiten, daß sie tatsächlich selbst unter das Urteil „wissenschaftlicher Rückständigkeit" fallen müssen. Weit entfernt davon dem konfessionellen Frieden zu dienen, bewirken solche Aufsätze das Gegenteil. Sie reißen Klüfte auf, statt sie zu überbrücken. Sieht man die heutige protestantische theologische Wissenschaft an, so wird ihr im allgemeinen niemand gerade gegenüber dem Katholizismus eine weitgehende Objektivität, die bis zur Selbstverleugnung gehen kann, abstreiten dürfen. Gegensätze werden bleiben. Aber sorgen wir a u f b e i d e n S e i t e n dafür, daß sie in vornehmer christlicher Gesinnung ausgetragen werden.

Aachen. S t a u d t e.

Umschau.

Unter diesem Titel will ich versuchen, in jedem Heft des neuen Jahres eine kurze Zeitbetrachtung zu geben, die den wichtigsten Geschehnissen auf dem Gebiete unseres öffentlichen Lebens folgt und sie in die großen Zusammenhänge einreiht. Die Absicht ist dabei natürlich nicht, Politik zu treiben, noch weniger die, Kirchenpolitik zu treiben. Für beides ist die „Wartburg" nicht der richtige Ort. Vielmehr kann die Absicht nur sein, vom Standpunkte evangelischen Christentums in das Geschehen der Zeit hineinzuleuchten und es, soweit das ein Mensch vermag, zu deuten und zu nützen. Daß das Verhältnis der Konfessionen in unserem Vaterland dabei in besonderem Maße berücksichtigt werden wird, ist wohl begreiflich. Aber es soll durchaus nicht der einzige Gegenstand dieser Umschau sein. Und wo sie auf konfessionelle Fragen zu sprechen kommen wird, wird sie es sich immer angelegen sein lassen, auch diese Fragen unter große Gesichtspunkte zu stellen.

*

Ein neues Jahr beginnt immer mit einem Fragezeichen. Das Fragezeichen des Neujahrs 1930 ist besonders groß. Auf dem dunklen Winterhimmel, der sich über Deutschland breitet, steht es wie mit Riesenschrift geschrieben: Wird dies Jahr Leben oder Tod bringen?

Wir stehen mitten in ungelösten Fragen mit unseren Verhandlungen über Dawes-Plan und Y o u n g - P l a n. Daß 1930 die Annahme des Young-Planes bringen

wird, ist wohl wahrscheinlich. Keineswegs sicher aber ist, ob er nicht noch durch allerhand böse Zutaten verschlechtert werden wird. Keineswegs sicher ist, ob Deutschland imstande sein wird, ihn — und sei es für eine Reihe von Jahren — durchzuführen. Die Sorgen, die sich von hier aus ergeben, sind, zumal, wenn wir die furchtbar ernste Lage der Reichs- und Staatsfinanzen wie der gesamten deutschen Wirtschaft bedenken, von geradezu bedrückender Schwere. Die Leser der „Wartburg" werden zum größten Teil so wie ich nicht in der Lage sein, die Rechenexempel des Young-Planes oder die Aufstellungen unserer Finanzsachverständigen nachzuprüfen. Sie haben ganz im allgemeinen die Hoffnung, daß nichts unterschrieben werden wird, was in allerkürzester Frist sich als völlig unmöglich erweisen würde. Sie haben diese Hoffnung insbesondere im Vertrauen auf den Reichsbankpräsidenten Schacht, dessen kräftiges Auftreten für jeden Vaterlandsfreund ein Grund zum Aufatmen war. Eins aber wissen wir alle, daß es falsch war, 1929 in besonderem Sinne als ein Notjahr anzusprechen. 1930 wird in viel größerem Maße ein Notjahr werden als 1929. Damit muß das deutsche Volk rechnen.

*

Ein Fragezeichen, und zwar ein gewaltiges, steht auch über der Entwicklung unserer innenpolitischen Verhältnisse. Wir müssen uns doch wohl, sofern wir nicht einfach politisch von der Hand in den Mund leben wollen, jetzt darüber klar werden, daß es in dieser Form nicht mehr weitergehen kann. Was ich jetzt sage, hat, wie ich ausdrücklich erklären möchte, mit der Frage Monarchie oder Republik nicht das allergeringste zu tun. Es handelt sich für uns nur darum, daß Verhältnisse geschaffen werden, in denen wir eine der ganzen Schwierigkeit der Lage gewachsene Reichsregierung haben können. Ueber Koalitionsregierungen werden wir nicht hinauskommen. Und mit der republikanischen Verfassung haben wir, sofern wir nicht eine Politik der Verschleppung und des Glücksspieles treiben wollen, als mit einem gegebenen Faktor zu rechnen. Aber darum handelt es sich, ob wir innerhalb unserer gegenwärtigen Verfassung eine Möglichkeit haben, zu einer tatkräftigen, einheitlichen, die Dinge vorwärts treibenden Regierung zu kommen. Jetzt haben wir eine solche Möglichkeit nicht. Unsere Regierung ist an Händen und Füßen gebunden. Bevor eine Reichsregierung zustande kommt, vergehen Wochen und Monate des Handelns und Feilschens. Ist sie glücklich gebildet, so kann man sie nur als ein Notprodukt auffassen. Sie trägt regelmäßig den Keim der inneren Zersetzung in sich, und zwar bereits in einem recht fortgeschrittenen Entwicklungsstadium. Kaum daß die Koalitionsparteien sich noch zu ihrer Unterstützung verpflichten, manche Parteien nehmen lediglich die Haltung des Beobachters ein. Die Regierung selbst regiert kaum mehr; sie wird von den Parteien regiert. Da die Parteien aber fast niemals eins werden, ist auch die Regierung so gut wie aktionsunfähig. Die Parteien aber haben ihre Parteigesichtspunkte, ihre Parteirücksichten, ihre Parteischeuklappen, ihren Parteiegoismus. Die Rücksicht auf die Wähler bestimmt ihr Vorgehen. Dadurch werden alle Reichsregierungen lahmgelegt. Wenn aber ein Volk, das sich im Stadium der Lebensgefahr befindet, von einer chronisch kranken Regierung geleitet wird, so kann dies Volk einfach nicht gesund werden. Man mag über Stresemann denken, wie man will; er wird auch unter den Lesern dieser Zeitschrift Freunde und Gegner haben. Sicherlich war er ein Charakter und hat 1923 gezeigt, daß er das Wohl des Vaterlandes über Parteirücksichten und Popularität stellte. Nun ist er dahingegangen. Keiner der jetzigen Minister hat so viel Autorität, wie er gehabt hat; keiner kann so viel Autorität haben. Was dürfen wir von den künftigen Regierungen erwarten? Pendeln, Lavieren, Schwanken, Ueberlegen, Kompromisse schließen, Verhandeln und was dergleichen mehr ist. Aber damit bringt man das deutsche Volk nicht aus dem Sumpf heraus, in den es geraten ist. Hier liegt der Angelpunkt der künftigen Entwicklung. Gelingt es nicht, in diesem Stücke weiterzukommen, dann werden wir ein Spielball in den Händen unserer Feinde bleiben.

in den Händen unserer Feinde. Denn man täusche sich doch nicht darüber, daß wir auch im kommenden Jahre mit unendlich großer und nachdrücklicher Feindschaft zu rechnen haben werden. Die Welt ist dem Deutschland der Nachkriegszeit nicht freundlicher gesinnt als dem Deutschland der Vorkriegszeit. Wollte sie es damals seiner starken Machtposition berauben, so umwittert sie es jetzt mit Beutegelüsten. Wiegen wir uns nicht in Sicherheit. Auch wenn das Rheinland geräumt sein wird, — wir hoffen, daß 1930 die endgültige Räumung bringen wird —, so wird Frankreichs Hoffnung auf das linke Rheinufer niemals aufgegeben werden. Und daß Polen nach wie vor auf Ostpreußen und Danzig, ja auf weitere Teile Schlesiens rechnet, bezweifeln nur politische Kinder. Auch hier also ein gewaltiges Fragezeichen. Das Deutsche Reich muß in sich geschlossen bleiben. Es muß ein einiges Volk von Brüdern umfassen, wenn es nicht den Nachbaren zum Raube werden will.

Hier aber entsteht eine weitere Frage. Auch sie ist brennend. Wie wird sich das Verhältnis des Reiches zu den Ländern gestalten? Wie wird sich Bayern mit den neuen Steuern abfinden? Wird 1930 die innere Länderreform vorwärts treiben? Die Vorschläge, die wir bisher gehört haben, haben kaum Aussicht darauf, angenommen zu werden. Werden neue Vorschläge kommen? Wie sollen sie aussehen, damit alle Länder einverstanden sind? Vorläufig will jedes Land nach seiner Weise die Reform gestalten. Hier aber handelt es sich darum, eine Weise zu finden, die dem Reich das Leben sichert.

Uebersehen wir alle diese großen Fragen, so müssen wir daraus die Folgerung ziehen, daß wir mit sehr ernstem Sinnen in das neue Jahr hineingehen müssen. Eine große, alles überragende Forderung erhebt sich: Das Vaterland über die Partei! Das Vaterland über den Klassenkampf! Das Vaterland über allen Egoismus der Stände wie der einzelnen! Wir müssen es unbedingt lernen, daß man zwar nicht immer einer Meinung sein kann, daß es aber immer möglich ist, eines Sinnes zu sein: eines Sinnes in der Bereitschaft, dem Vaterland zu geben, was es braucht. Deutschland muß leben, selbst wenn an sich sehr berechtigte Eigenheiten der einzelnen Länder fallen müßten. Deutschland muß leben, nicht aber seine Parteien. Nicht darauf kommt es an, daß der Weg gegangen wird, den unser Kopf sich eigenwillig zurechtgemacht hat, sondern darauf, daß ein gangbarer Weg gefunden wird. Die Forderung der Stunde heißt: zusammenstehen, damit unser Volk am Leben bleibe.

*

Wir wollen auch das Verhältnis der Religionsgemeinschaften, insbesondere das der christlichen Kirchen im deutschen Volk unter diesen Gesichtspunkt stellen. Wir wollen keinen konfessionellen Zank, der zur Zerreißung des Volkes führt. Wir wollen ehrlich den Frieden. Aber wir wollen ihn selbstverständlich nicht um den Preis, daß wir unseren evangelischen Glauben oder unsere evangelische Kirche verleugnen. Wir halten, was wir haben. Wir wahren die Güter der Reformation. Das ist die Losung auch für das Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession.

Beim Beginn des neuen Jahres schauen wir zurück auf das vergangene Jahr, das den feierlichen Vertrag zwischen dem Preußischen Staat und der päpstlichen Kurie gebracht hat. Es war für uns Evangelische, das muß noch einmal ausgesprochen werden, wahrhaftig keine leichte Sache, daß wir den Preußischen Staat mit seiner ganz überwiegend evangelischen Bevölkerung der katholischen Kirche eine Stellung geben sahen, die unsere eigenen Kirchen nicht besitzen. Es war ein hartes Erlebnis, als sämtliche evangelischen Landeskirchen an den Preußischen Staat das Ersuchen richteten, gleichzeitig auch mit ihnen ähnliche Verträge zu schließen, und daß ihre Stimme nicht gehört wurde. Es war tief niederdrückend, daß die altpreußische Generalsynode in letzter Stunde eine entsprechende Forderung geltend machte, ohne daß Regierung und Landtag darauf Rücksicht nahmen. Aber die Sprache, die die evangelischen Kirchen auch in dieser für sie so sehr schweren Lage geführt haben, blieb ruhig und würdig. Niemals haben unsere Kirchen sich hinreißen lassen, die Sprache

heftiger Polemik zu führen. Sie warten jetzt darauf, daß ihnen gegeben wird, was sie von Gottes und Rechts wegen zu fordern haben. Die Verhandlungen zwischen Staat und Kirche, die bereits im August eröffnet worden sind, haben sich viel länger hingezogen, als man anfangs angenommen hatte. Eine gewisse Ungeduld hat sich bereits weiter Kreise des evangelischen Volkes bemächtigt. Die nächsten Wochen müssen die Entscheidung darüber bringen, ob der Staat bereit sein wird, auch der evangelischen Kirche zu geben, was sie billig verlangen kann. Es ist selbstverständlich, daß wir in dieser Umschau dem Fortgang und dem Ergebnis dieser Verhandlungen besondere Aufmerksamkeit widmen werden.

Inzwischen ist Nuntius Pacelli, der zum Dank für den Abschluß des Vertrages mit dem Staate Preußen zum Kardinal befördert wird, aus Deutschland abberufen worden. Wie sein Nachfolger seine Aufgabe auffassen wird, bleibt abzuwarten. Daß Pacelli seine Sache — und seine Sache war die der katholischen Kirche — trefflich zu führen gewußt hat, wird ihm niemand von uns bestreiten. Freilich traf er dabei auf eine Regierung, die zu weitem Entgegenkommen bereit war. Wir werden auch von seinem Nachfolger nichts anderes zu erwarten haben, als daß er mit aller Kunst die Fäden seines Gewebes zieht. Für Preußen handelt es sich, soweit die katholische Kirche in Frage kommt, im nächsten Jahr um die weitere Durchführung der Abmachungen des Kirchenvertrages. Seine ersten Wirkungen sind bereits spürbar in der Tätigkeit des mit der Führung der Geschäfte des neuen Bistums Berlin betrauten Bischofs Schreiber. Gerade das wird ein Punkt sein, der die Oeffentlichkeit am nachdrücklichsten beschäftigen muß. Als die evangelische Seite ihre Bedenken gegen die Errichtung eines Bistums Berlin aussprach, ist ihr immer wieder entgegengehalten worden, daß die einfache Rücksicht der Parität es verlange, daß für die Hunderttausende von Katholiken in Groß-Berlin auch ein Bischof bestellt werde. Dabei wurde auch in Zeitungen, die der evangelischen Kirche an sich durchaus nicht ungünstig gesinnt sind, regelmäßig übersehen, daß ein katholischer Bischof etwas ganz anderes ist als ein evangelischer Generalsuperintendent (selbst wenn er den Titel Bischof führt). Es handelt sich dabei wohl auch, aber nicht bloß um Pomp und Pracht seines äußeren Auftretens; es handelt sich um den Rang, den ihm auch in einer Zeit, in der Rangfragen angeblich gar keine Rolle spielen, regelmäßig auch die öffentlichen Behörden des Staates wie der Städte einräumen. Es handelt sich vor allem um die erstaunliche Aufmerksamkeit, die die gesamte Oeffentlichkeit, geführt von der Presse aller Parteien, regelmäßig allem Reden und Tun eines katholischen Bischofs widmet. Er mag sagen, was er will, es wird in großer Aufmachung der Welt verkündet; während, was die evangelische Kirchenleitung sagt, irgendwo in einigen wenigen Zeilen in kleiner Schrift gedruckt wird, wenn es überhaupt mitgeteilt wird. Katholisches Kirchenwesen hat die eigentümliche Art, auch Andersgläubige zu faszinieren, beinahe zu hypnotisieren. Hier liegt die Hauptgefahr, die wir im Auge behalten müssen, wenn wir ihr begegnen wollen.

*

Das neue Jahr bringt ganz große neue Fragen und neue Aufgaben. Es wird auch neue sehr schwere Sorgen bringen. Es wird weder für das Volk noch für die Kirche ein leichtes Jahr sein. Gott gebe, daß es auch neue Kraft und neue Hoffnung bringt!

Breslau. D. M. Schian.

Zur Umschau.

1. Deutsches Reich.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat am 23. Dezember an Reichsregierung und Reichstag ein Schreiben gerichtet, in dem er unter Bezugnahme auf frühere Schreiben in derselben Angelegenheit die Schaffung eines Gesetzes zugunsten der Kleinrentner und Inflationsgeschädigten fordert.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß nahm zu dem Gesetzenwurf über die unehelichen Kinder Stellung. Eine volle Gleichstellung des unehelichen Kindes mit dem ehelichen lehnt er ab und erklärt nachdrücklich, daß die evangelische Kirche nie aufhören werde, zu fordern, daß gerade auch das Geschlechtsleben an sittliche Normen gebunden sein müsse.

Zum Nachfolger des verstorbenen weltlichen Vizepräsidenten im Evangelischen Oberkirchenrat der Altpreußischen Landeskirche wurde Geheimrat D. Ernst Hundt gewählt, der seit 25 Jahren in der kirchlichen Verwaltung und seit 20 Jahren im Evangelischen Oberkirchenrat tätig ist, wo er als Finanzreferent sich in den schwersten Jahren besonders bewährt hat. An seine Stelle als Dirigent tritt Geheimrat D. Karnatz.

Am ersten Sonntage des neuen Jahres wurde das neue Heim des deutschen Auslandspredigerseminars in Ilsenburg eingeweiht. Das Seminar hat die Aufgabe, Pfarrer für die deutschen Auslandsgemeinden heranzubilden. Der Wert dieser kirchlichen Arbeit zeigt sich besonders, wenn man sich die Bedeutung der evangelischen Kirche für die Auslandsdeutschen und für die Erhaltung ihres Deutschtums vergegenwärtigt.

Das neue Dienstgebäude des Bayerischen Landeskirchenrats wurde am 18. Dezember eingeweiht. An der Einweihung nahmen auch der Ministerpräsident und der erste Bürgermeister von München teil. Bei den Segenswünschen des Ministerpräsidenten störte freilich, wie die Zirndorfer „Allgemeine Rundschau" berichtete, daß er die oberste Behörde der Evangelischen Landeskirche nicht mit dem ihr zukommenden Namen benannte.

Der braunschweigische Justizminister Sievers hat einzelne Gemeinden, in denen kein Amtsgericht besteht, aufgefordert, ein besonderes Zimmer zur Verfügung zu stellen, zu heizen, reinigen usw., in dem ein Beamter des Amtsgerichts sich aufhalten kann, um Kirchenaustrittserklärungen entgegen zu nehmen.

Die Berliner Kommunisten veranstalteten am Weihnachtsheiligabend im Berliner Westen Demonstrationen gegen die Feier des Weihnachtsfestes und gegen die Religion überhaupt. Wenn auch diese Demonstrationen einen recht kläglichen Verlauf genommen haben, so bleiben sie doch als ein trauriges Zeichen unserer Gegenwart bedeutungsvoll. Wir scheinen uns Schritt vor Schritt — vergl. die vorige Meldung — russischen Zuständen zu nähern.

2. Oesterreich und Nachfolgestaaten.

Gemeindenachrichten. In Tulln (N.-Oest.) wurde am 8. Dezember ein alter Stadtturm, der Salzturm, als Betsaal der evangelischen Gemeinde (Tochtergemeinde von Klosterneuburg) in Gebrauch genommen.

In Oedenburg (Westungarn) wurde eine neue reformierte Kirche errichtet.

In Surtschin (Südslawien), einer deutschen Gemeinde, wurde eine reformierte Kirche eingeweiht.

In der deutschen evangelischen Siedlergemeinde Bolechow (Galizien) wurde ein Gemeindehaus eingeweiht.

Persönliches. Oberkirchenrat Pfr. D. Camillo Feller in Karlsbad wird in den Ruhestand treten. Zum Pfarrer in Treßdorf (Kärnten) wurde Pfarrer Mey in Hrastovatz (Kroatien) gewählt.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus brachte die Erörterung über den Staatshaushalt die alljährlich fälligen Anträge auf kulturpolitischem Gebiete. Z. B. den Antrag der Sozialdemokraten auf Einführung des österreichischen Schulgesetzes im Burgenlande (das noch von ungarischer Zeit her ein konfessionelles Schulwesen hat), der von den Sozialdemokraten und den liberal bestimmten Großdeutschen mit 82 Stimmen gegen 75 Stimmen der Christlichsozialen und des Landbundes angenommen wurde. Ebenso wurde der Antrag, das österreichische Eherecht dem reichsdeutschen anzugleichen, mit knapper Mehrheit ange-

nommen. Die klerikalen Blätter höhnen, daß „die Großdeutschen schon bei der Stange bleiben werden, wenn die Regierung jene beiden Entschließungen ohne weitere Beachtung in den Papierkorb wandern lasse". Man will also diese seltsame Art von Anschlußpolitik, die den schandbaren österreichischen Ehewirrwarr verewigt, unbekümmert fortsetzen.

Ein Erlaß des Wiener Unterrichtsministers, wonach an dem „Moralunterricht" nur konfessionslose Kinder teilnehmen dürfen, war vom Freidenkerbund auf dem Beschwerdewege angefochten worden. Der Verfassungsgerichtshof hat jetzt diese Beschwerde abgewiesen.

Das protestantische Vorbild. Das neue Rituale für die Diözese Linz trägt der Verwendung der Muttersprache im Gottesdienst in reichem Maße Rechnung. Bei der Spendung der Sakramente (Taufe, Versehgang, letzte Oelung, und besonders auch bei der Einsegnung der Toten) *kann* der Priester *nach seinem Ermessen* weitaus den größten Teil aller bisher lateinischen Gebete in deutscher Sprache verrichten. Freilich, die wichtigsten Formeln und Gebete müssen nach wie vor in lateinischer Sprache gesprochen werden.

Der Priester „kann"; „nach seinem Ermessen" — das sind Laute, die man bisher nicht gewöhnt war. Die Pfarrblätter, in denen von der Neuerung Mitteilung gemacht wird, heben hervor, die Kirche habe „wieder einmal" den Beweis erbracht, daß sie sich den Verhältnissen anpassen könne, und daß sie auch, soweit dies möglich sei, auf die berechtigten Wünsche des katholischen Volkes Rücksicht nehme. Das protestantische Vorbild hat gewiß recht stark dazu beigetragen. Das weiß jeder, der den starken Eindruck beobachtet hat, den ein evangelisches Begräbnis in rein katholischen Ortschaften macht.

Die Kirche *kann* sich den Verhältnissen anpassen — vielleicht erleben wir auch, daß sie mit ihrer unwürdigen und unchristlichen Mischehenpolitik sich den Verhältnissen anpaßt und darauf verzichtet, Zwietracht zwischen Ehegatten zu säen und andere christliche Kirchen fortgesetzt zu beleidigen.

Ueber den „heutigen Stand des Altkatholizismus" veröffentlicht das „Neue Reich" (10) nach Dr. Algermissen Zahlen, die der Nachprüfung bedürfen. Demnach wären im Deutschen Reich rund 20 000 Altkatholiken in etwa 50 Pfarreien, in der Schweiz rund 35 000 (in 40 Pfarren mit 50 Priestern), in Oesterreich 31 000 (6 Pfarren, 12 Geistliche, 25 Gottesdienstorte), in der Tschechei 20 000 (9 Pfarren, 40 Gottesdienstorte). Für Frankreich werden 300 Seelen angegeben, eine altkatholische Bewegung in Italien als erloschen bezeichnet; in Polen wurden neuestens drei Gemeinden dieses Bekenntnisses errichtet. Der Gesamtbestand könne mit etwa 110 000 angegeben werden. — Die Seelenzahl der Altkatholiken wurde 1910 für das Deutsche Reich mit 30 000 und für die Schweiz mit 45 000 angenommen; eine Herabminderung in obigem Maße wäre immerhin auffallend (natürlich wissen wir Bescheid über den Mischehenschwund, andererseits aber gewinnt doch auch der Altkatholizismus durch die Uebertrittsbewegung). Die polnische Nationalkirche zählt nicht 3 Gemeinden, sondern 5 Bistümer, 3 in Amerika und 2 in Polen; ihre Seelenzahl wird für Amerika auf 100 000, für Polen auf 50 000 geschätzt. Wenn die altkatholische Kirche in Kroatien übersehen wird, so könnte dies ja in den bekannten inneren Schwierigkeiten, an denen derzeit diese Kirche leidet, eine Erklärung finden; gänzlich unklar aber ist, weshalb der Statistiker die altkatholische Kirche von Holland (etwa 10 000 Mitglieder) gänzlich vergessen hat.

Das neue Schulgesetz in Südslawien ist im Dezember erschienen. Wie befürchtet wurde, ist das Gesetz ausgesprochen kirchenfeindlich. Es richtet sich vor allem gegen die Macht der katholischen Kirche über die 5 Millionen römischer Katholiken, trifft aber natürlich ebenso die andern Bekenntnisse. Wir werden darüber aus sachkundiger Feder einen Beitrag veröffentlichen.

Die Machthaber des Serbentums, soweit sie aus Altserbien stammen, haben ihre Kultur aus Paris bezogen und huldigen infolgedessen einem religionsfeindlichen Liberalismus. Mit ihrer jüngsten Leistung haben sie aber das Kunststück fertig gebracht, das noch vor einigen Jahren kein Mensch mit gesunden Sinnen für möglich gehalten hätte: *sie haben die durch und durch nationale griechisch-orthodoxe Volkskirche zu einer politischen Vereinigung mit der römisch-katholischen Minderheit gebracht.* Schon fand vor einigen Wochen in der Amtswohnung des orthodoxen Patriarchen eine gemeinsame Bischofskonferenz statt, an der fünf römisch-katholische Bischöfe (darunter Erzbischof Bauer von

Agram, trotz deutschem Namen ein Kroate) und vier orthodoxe Bischöfe teilnahmen. Zu diesem Ergebnis kann sich die südslawische Regierung wirklich beglückwünschen.

Die evangelische Bewegung unter den Ukrainern breitet sich in dem neu von ihr ergriffenen Gebiete südlich von Tarnopol (s. Wartburg 1929, Heft 11) kräftig aus. Schon am 21. Dezember konnte eine neue Predigtstation in dem großen Dorfe Peremilow gegründet werden. Weitere Bitten um Errichtung von Predigtstationen sollen nach und nach, wie die verfügbaren Mittel und Kräfte es erlauben, befriedigt werden.

3. Ausland.

Italien. Im Dezemberkonsistorium wurden diesmal nur 6 Kardinalshüte vergeben, und zwar an den Patriarchen Cerejeira von Lissabon, den Erzbischof Lavitrano von Palermo, den Erzbischof Minoretti von Genua, den Erzbischof Mac Rory von Armagh, den Erzbischof Verdier von Paris und den gewesenen Berliner Nuntius Pacelli — drei Italiener, ein Portugiese, ein Ire und ein Franzose. Da unmittelbar nachher noch ein italienischer Kardinal, der Erzbischof Gamba von Turin, unerwartet rasch starb, so besteht jetzt das Kardinalskollegium aus 28 Italienern gegen 33 Nichtitaliener, was von einem Teil der Presse ziemlich wichtig genommen wird, jedoch nur dann von Bedeutung wäre, wenn angenommen werden könnte, daß irgend einmal eine Einheitsfront der Nichtitaliener gegen die Italiener angenommen werden könnte. Das ist jedoch im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Im Zusammenhang mit der Heiligsprechung englischer Katholiken aus dem Jahrhundert der Reformation hat der Papst sich über den Protestantismus geäußert: „. . . der Katholizismus behauptet sein Dasein und seine Stellung nicht erst seit heute oder gestern, sondern seit jeher: seine Kraft liegt in seiner Wahrheit, nicht etwa in Umständen der Zeit, der Gunst, der Kultur und anderen äußeren Verhältnissen. Alles das wären untergeordnete und unnütze Dinge, wenn im Katholizismus nicht die innere göttliche Kraft wirksam wäre. Der Katholizismus strahlt in hellem Licht, während der Protestantismus von Verfall zu Verfall sinkt in einem Maße, daß in so vielen Seelen, die sich der Wahrheit nicht versagen, die Sehnsucht nach einer heilbringenden Rückkehr zur katholischen Kirche immer lebhafter wird. Diese Rückkehr macht sich immer mehr und besser bemerkbar."

Man weiß doch wohl allmählich auch im Vatikan, daß von der geistigen und seelischen Krise dieser Uebergangszeit Katholizismus und Protestantismus betroffen werden, hier mehr der letztere, dort mehr der erstere, und daß die Fanfarenstöße, die vor zehn Jahren ausgestoßen wurden, heute nicht mehr am Platze sind. Aber man hält aus irgend welchen taktischen Gründen wieder einmal einen kräftigen Vorstoß für angezeigt. Ob man sich wohl nicht über die Auswirkungen täuscht?

Der „Versöhnungsbesuch" des italienischen Königspaares hat unterdessen stattgefunden. Auch der Papst hat — in aller Stille und ganz unbeachtet — seine erste Ausfahrt gemacht, um eine der ihm zugesprochenen stadtrömischen Kirchen zu besuchen. Der Ton der Weihnachtsansprache des Papstes klang aber nicht sehr versöhnt.

Kleine Pröbchen priesterlicher Polemik bringt der „Evangelista" (49) aus den Predigten eines Priesters in Albanella: „Die Protestanten beten Luthers Schnupftabaksdose (!) und Luthers Hosen an — und dann machen sie uns den Vorwurf, daß wir die Heiligen anbeten." „Die Protestanten verwerfen die Beichte, sie beichten Gott unmittelbar; deswegen verstecken sie sich in einem Winkel ihrer Kneipen — so sage ich immer und überall; sie nennen es ihre Kirchen, ich nenne es Kneipen."

Die italienische Regierung versucht gegenwärtig, den ihr im Friedensschluß zugesprochenen Dodekanes vom Amtsbereich des griechisch-orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel loszutrennen. Auf den Inseln erhebt sich dagegen starker Widerstand. Man befürchtet, daß das Ziel der ganzen Maßregel die Entnationalisierung und die Einführung der Union sein könnte. Es wäre schon möglich, daß Mussolini mit solchen kleinen Geschenken dem Papst eine Entschädigung zugedacht hätte für die vielen Enttäuschungen, die er ihm in Italien selbst bereitet.

Schweiz. In der reformierten Kirchengemeinde Safenwil im Kanton Aargau — es ist dieselbe Gemeinde, an der Karl Barth vor Beginn seiner akademischen Laufbahn im Pfarramt stand — ist ein schwerer Kirchenkonflikt ausgebrochen. Der junge reformierte Pfarrer, ein Schüler von Ragaz, setzte sich durch seine sozialistischen und pazifistischen Pre-

digten immer stärker in Widerspruch zu einem Teil seiner Gemeinde. (Er wurde allerdings vor etwa ¾ Jahren bei der in der Schweiz vorgeschriebenen Wiederwahl mit großer Mehrheit wiedergewählt.) Mehrere Vermittlungsversuche scheiterten. Die Unzufriedenen vereinigten sich zu einem Kultusverein, begehrten und erhielten ihren Gottesdienst durch den altkatholischen Pfarrer von Aarau. Schließlich wurde ein reformierter theologischer Religionslehrer aus Aarau vom kantonalen Kirchenrat ermächtigt, der Minderheit Gottesdienst zu halten. Aber der Riß war schon unheilbar geworden. 190 Mitglieder der 1800 Seelen zählenden Gemeinde erklärten ihren Austritt aus der reformierten Kirche, von denen sich 170 dem Altkatholizismus angeschlossen haben. Das ist sicher der erste Fall eines Gruppen-Uebertrittes vom Protestantismus zum Altkatholizismus; im beiderseitigen Interesse ist es wohl gelegen, daß es auch der letzte Fall bleiben möge. Die schweizerischen reformierten Kirchen, vielleicht nicht sie allein, werden einer Klarstellung der Frage nach dem Verhältnis von Pazifismus und Christentum nicht länger aus dem Wege gehen können.

P o l e n. Die Regierung hat die Abhaltung von evangelischen Gottesdiensten in der Schule zu Mariampol verboten. Die Schule ist von der evangelischen Gemeinde erbaut worden und hat bisher stets dem evangelischen Gottesdienst gedient. Ebenso wurde der evangelischen Gemeinde Birkenfelde der Betsaal weggenommen, Bänke, Kanzel, Altar usw. gewaltsam hinausbefördert.

Die Folge des skandalösen Gerichtsurteils gegen den Organisten von Pleß (der wegen „Störung des Gottesdienstes" verurteilt worden war, weil er trotz der Störung durch Unbefugte zum Gottesdienstschluß gespielt hatte) war, daß die Kirchengemeinde zu Pleß und ihre Nachbargemeinden beschlossen haben, künftig an den Nationalfeiertagen keinen Gottesdienst mehr zu halten. Alle Achtung vor solchem Mannesmut.

Der Prälat Kaller von Tütz, der im Rang einem Bischof gleichsteht, wurde von der polnischen Polizei bei der Durchfahrt durch den Korridor wegen irgend eines Mangels im Sichtvermerk festgenommen und eine Nacht im Gewahrsam festgehalten. So behandelt das „katholische" Polen einen Bischof, der nebenbei ein Deutscher ist! Merkwürdigerweise ist diese Angelegenheit, die ein Schlaglicht auf die hinreichend bekannten Korridorschikanen wirft, von der Presse, auch der romtreuen, sehr gelinde behandelt worden. Es wird in Rom nicht gerne gesehen, wenn man Polen Schwierigkeiten macht.

N o r w e g e n. Der Fall des Bischofs Smit — „Fall" im doppelten Sinn des Wortes — hat die Aufmerksamkeit wieder auf die römische Propaganda in Norwegen gelenkt, die immer wieder von römischer Seite in das Licht glänzender Gegenwartserfolge und Zukunftsaussichten gerückt wird. Demgegenüber wird von unterrichteter norwegischer Seite der Sachbestand unzweideutig klargestellt: Norwegen zählte bei der letzten Zählung (1926) unter 2 649 775 Einwohnern nur 71 662, die nicht der lutherischen Staatskirche angehörten, darunter 18 000 Glieder der von Amerika beeinflußten lutherischen Freikirche, 11 455 Methodisten und 7214 Baptisten. Außerhalb des Protestantismus standen 17 000 Konfessionslose und 2650 römische Katholiken. Die Zahl der letzteren betrug 1920: 2612. Die Vermehrung beziffert sich somit in 6 Jahren nur auf 48 Seelen = 1,45 Prozent, bleibt also selbst hinter dem natürlichen Wachstum weit zurück. Unter den 2650 befinden sich aber 35 Priester mit einem Bischof und 250 Nonnen — ungerechnet die Küster und die Angestellten der katholischen Anstalten. Nun sind aber seit 50 Jahren (solange arbeitet die römische Propaganda im Lande) sicher mehr als 3000 Personen aus katholischen Ländern in Norwegen eingewandert. Es bleibt also auch hier an Stelle des Gewinns, von dem überall (weit vom Schuß!) fabuliert wird, ein Verlust übrig. Daran können die ganz seltenen „Konversionen" einzelner Romantiker oder Romantikerinnen nicht das Mindeste ändern. Jetzt hat vollends der Fall Smit dieser an sich schon aussichtslosen Arbeit einen schweren Schlag versetzt: nicht nur die Tatsachen selbst, sondern die mehr als ungeschickte Verteidigung durch die Konfratres des Bischofs Smit machte einen vernichtenden Eindruck. Smit ist übrigens schon Ende 1928 ohne Aufsehen von Oslo abberufen worden. Man wird also im Vatikan durchaus nicht ahnungslos gewesen sein.

S ü d a m e r i k a. In südamerikanischen Staaten pflegt man zwischen völliger Romhörigkeit und westeuropäischem Liberalismus hin- und herzupendeln. Während man in Peru (s. Wartburg 1929, 12. Heft) augenblicklich im ersteren Stadium ist, befindet sich offenbar Venezuela im letzteren. Dort hat die Regierung den

Bischof von Valencia des Landes verwiesen, weil er die bürgerliche Eheschließung für „eine reine Formalität" erklärt habe. Der Gouverneur Fonseca hatte sich nämlich nach seiner Scheidung wieder verheiratet.

Gegen die Schulverfügung in Peru — wonach an allen Schulen katholischer, und nur katholischer Religionsunterricht zu erteilen ist, also selbst wenn die Schulen von Protestanten gegründet worden sind und erhalten werden — haben die amerikanischen Missionsgesellschaften bei ihrem Botschafter Protest eingelegt. Dem Botschafter gelang es, das Inkrafttreten der Verfügung um zwei Monate hinauszuschieben. Die Amerikaner unterhalten zahlreiche Missionsposten und -Schulen unter den, die Hälfte der Bevölkerung Perus ausmachenden, Indianern. Weitere 40 v. H. sind Mischlinge. Ueberflüssig zu berichten, daß man in Rom von dem Vorgehen der peruanischen Regierung entzückt ist; der „Osservatore Romano" singt ihr Lob in den lautesten Tönen. Wir möchten hören, wie die Melodien lauten würden, wenn eine ähnliche Verfügung etwa in Dänemark oder Norwegen erschienen wäre.

Deutsch=protestantische Bücherschau.

Lutherliteratur.

Das Kleinod unserer Lutherbibel. Von Kirchenrat Adolf **Risch**. 43 Seiten. Kaiserslautern, Verlag des Evangelischen Vereins der Pfalz. Preis —,60 RM.

Je mehr die Zahl der guten modernen Bibelübersetzungen wächst, desto ernster ersteht die Gefahr, daß die eigentliche Lutherbibel zurückgedrängt wird. Luther bleibt in der Klarheit und Schönheit seiner Sprache, in der Feinheit seines deutschen Sprachgefühls unübertroffen. Seine Bibel darf uns nicht genommen werden. Das legt der Verfasser in überzeugender Weise dar.

Wie Luther Prophet ward. Von Bruno **Markgraf**. 87 Seiten. 1929. Adolf Klein-Verlag, Leipzig S. 3. Preis 2,— RM.

Markgraf, vielen schon bekannt durch seine früheren Lutherschriften „Wie Luther mit Rom brach", „Luthers Worms-Fahrt", „Der junge Luther als Genie" stellt hier Luthers Werden unter den Gesichtspunkt des Propheten, in dessen Leben das Wesentliche und alles Bestimmende die göttliche Offenbarung ist. Es ist sehr dankenswert, daß einmal dieser Gedanke in den Vordergrund der Lutherbetrachtung gestellt wird. Es ist, wie wenn man einen Kristall so dreht, daß die Lichtstrahlen besonders scharf in ihn hineinfallen: Er leuchtet und blitzt ganz besonders hell. Das mit gründlicher Kenntnis der Lutherforschung außerordentlich frisch und fesselnd geschriebene Buch wird warm empfohlen.

Vittorio Machioro: Martin Luther, ein Held des Glaubens. 144 S. Gotha, Leopold-Klotz-Verlag, 1929. Preis 4,— RM.

Ein ganz eigenartiges Buch. Der Verfasser, ein italienischer Archäologe von Ruf, Direktor des Nationalmuseums in Neapel, trat, einem inneren Rufe folgend, zum Protestantismus über, und nun führte ihn sein Weg immer tiefer in Luthers Leben und Denken hinein, und so gibt er sein eigenes Luther-Erleben in diesem Buche wieder. Dessen Umfang ist nicht groß, aber sein Gehalt ganz außerordentlich reich. Macchioro hat es wirklich meisterhaft verstanden, den Kern des ungeheuren Reichtums, der in Luthers Leben steckt, klar herauszuholen, das Ringen um Gott und sein Sichfindenlassen im Glauben. Man kann gewiß hier und da einmal abweichender Meinung sein; aber Macchioro beherrscht die Kunst des Mitsichfortreißens zum Ganzen und Grundsätzlichen in erstaunlichem Maße. Dabei bietet das Buch eine Fülle feiner Einzelzüge, einen köstlichen Reichtum an Luther-Worten, die in ihrer Anwendung oft selbst den Kenner überraschen. In der Fülle der Luther-Literatur nimmt Macchioros Buch jedenfalls einen ganz besonderen Platz und Rang ein. Wir empfehlen es deshalb aufs wärmste.

Die Nachkommenschaft D. Martin Luthers in vier Jahrhunderten nebst Anhang über Nachkommen seiner Seitenverwandten und vieler anderer Luther. Von Otto **Sartorius**, Pastor zu Dankelshausen (Krs. Hann.-Münden). Mit 39 Stammtafeln, einer Nachkommentafel und einer Uebersichtstafel. 282 Seiten. 1926. Verlag der Lutheriden-Vereinigung.

Luthers bleibende Bedeutung ist wahrlich groß genug, um die Mühe und den Fleiß zu rechtfertigen, die der Verfasser auf die Feststellung seiner Nachkommenschaft und auf den Zusammenschluß der davon noch Lebenden in der Lutheriden-Vereinigung verwendet hat. Mit musterhafter Sorgfalt ist er allen Spuren nach-

gegangen und hat in Stammtafeln und Uebersichten die Ergebnisse seiner Forschung niedergelegt. Das Namenverzeichnis umfaßt 14 Seiten, und so mancher Name findet sich darunter, dessen Träger selbst vielleicht überrascht sein würde von der Tatsache, daß auch er der Ehre, zur Nachkommenschaft Luthers zu zählen, teilhaftig ist. So ist das Buch auch für weitere Kreise von Interesse und sei hiermit bestens empfohlen. F.

Zur Kirchenkunde.

Evangelische Kirchenkunde. Von Lic. Dr. phil. Georg Wilke. 3. verbesserte Auflage. 250 Seiten. Verlag Dörffling & Franke, Leipzig. Preis gebunden 5,90 RM.

Das Buch ist ganz wesentlich auf bayerische Verhältnisse und in seiner theologisch-kirchlichen Einstellung typisch lutherisch eingestellt, wie u. a. besonders kennzeichnend die Behandlung der Union S. 199 ff. erweist. Was der Verfasser auf Seite 341 über den Evangelischen Bund schreibt, enthält einige Irrtümer. In seinen Kreisen wird sich das Buch als brauchbar erweisen.

Evangelische Kirchenkunde. Von W. Heienbrok. 305 Seiten. 1929. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld-Leipzig. Preis geb. 10,— RM.

Das Buch ist unter Mitwirkung hervorragender Sachkenner, darunter Prof. von der Goltz-Greifswald („Die evang. Kirche Deutschlands in ihrer äußeren Gestaltung"), Prof. Ulmer-Erlangen („Gottesdienst und Feiern"), Prof. Richter-Berlin („Die äußere Mission"), herausgegeben und gibt in ausgezeichneter, auch die neuesten Verhältnisse berücksichtigender Weise ein Gesamtbild von dem Geist und den Einrichtungen der evangelischen Kirche in Deutschland. Auch der Evangelische Bund ist Seite 291 bis 293 gut und sachlich behandelt. Wir halten das Werk für die beste aller auf diesem Gebiet erschienenen Veröffentlichungen. Fhst.

Tagesfragen.

Evangelische Lebenskunde. Religiös-sittliche Unterweisungen für die evangelischen Schüler der Fortbildungs- und Berufsschulen von Th. Bungenberg, Pfarrer in Inden bei Jülich. 130 Seiten. 1929. Verlag von Julius Beltz, Langensalza. Preis broschiert 3,50 RM., gebunden 5,— RM.

Das Buch ist als evangelische Ergänzung zu Grafens „Praktischer Fortbildungsschularbeit" gedacht. Mit großem Geschick wird es der besonderen, in Fortbildungs- und Berufsschulen dem evangelischen Lehrer erwachsenden Aufgabe gerecht, Schülern aus den der Kirche und der Religion zum Teil entfremdeten Kreisen, zumal in der kritischen Zeit nach der Volksschulentlassung, dazu Schülern, die in werktätiger Arbeit stehen, doch wenigstens das Nötigste von dem christlichen Gottesglauben und seiner Einwirkung auf alle Gebiete des Lebens zu sagen. Das geschieht in drei Teilen: Arbeit, Gesundheit, Haus und Heim in lebendigster, praktischer, aus der Erfahrung gereifter Weise. Das Buch kann als wertvolle Hilfe allen denen empfohlen werden, die in der gleichen schwierigen Arbeit stehen.

Historisches

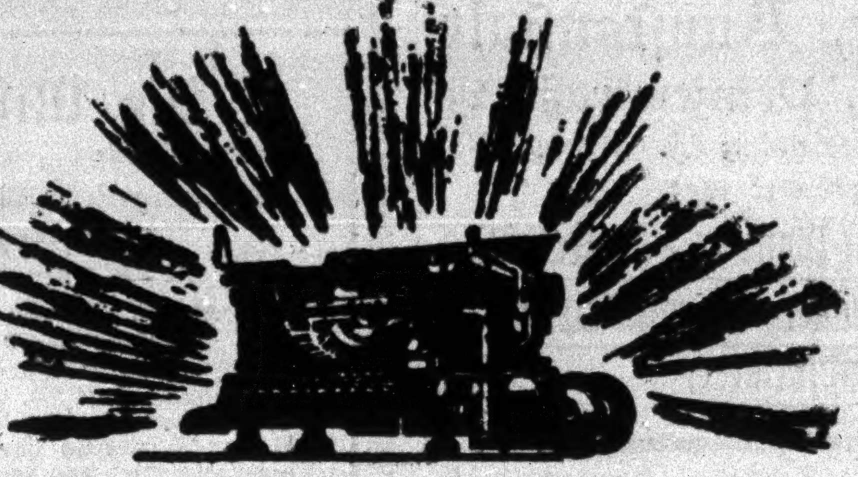
22 Betrachtungen zu dem Augsburgischen Bekenntnisse von D. Dr. Hermann von Criegern. 82 Seiten. Verlag Fritz Finke, Weimar. Preis kart. 2,— RM.

Der frühere Leipziger Archidiakonus stellt mit Befriedigung fest, daß im Anhang zum neuen evangelischen Gesangbuch für Thüringen auch die Hauptstücke des Augsburgischen Bekenntnisses aufgenommen sind. Zu diesem Bekenntnis gibt er nun in 22 klaren und feinen Betrachtungen eine Auslegung, die gerade im Jubiläumsjahr der Konfession vielen willkommen sein wird. F.

Mitteilung des Verlages.

Der vorliegenden Nummer liegt für die Einzelbezieher eine Zahlkarte zur Entrichtung des Bezugspreises für den neuen Jahrgang bei. In Ausnahmefällen ist der Verlag auch bereit, den Bezugspreis in zwei Halbjahrsraten entgegenzunehmen.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Fahrenhorst-Berlin.
Verlag: Evangelischer Bund, E. V., Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 2a.
Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 146-147.



Gefesselte Kräfte

schlummern in der **Mercedes Elektra.** Ein leichtes Antippen der Tasten ruft sie wach, und unermüdlich schaffen sie nach Ihrem Willen. Fordern Sie unsere kostenfreie Druckschrift 4673 und nähere Informationen.

Mercedes Büromaschinen-Werke A.-G., Zella-Mehlis i. Th.

◆ ◆ ◆ Zur Konfirmation ◆ ◆ ◆

Konfirmationsscheine mit dem beliebten Bildnis Luthers von Karl Bauer, München, in Fünffarbendruck, auf starkem weißen Karton, ohne Spruchtext, mit Raum zum Einschreiben des Spruches (Blattgröße 27 × 36 cm), einzeln 40 Pf., von 10 Stück an je 30 Pf., von 50 Stück an je 20 Pf.

Buchwald, Gg., D. Dr. Superint.: Dr. Martin Luther. Eine Erzählung von seinem Leben und Wirken. (649.—653. Tausend.) Gr. 8°. 48 S. mit Abbild, 50 Pf., von 10 Stück an je 40 Pf., von 50 Stück an je 35 Pf.

Buchwald, Gg., D. Dr., Superintendent: Dennoch! Ein Weckruf Luthers an Deutschlands Jugend! 8°. 92 S. mit 1 Abb., 50 Pf., fein geb. M. 1.—

Mosapp, Herm. Dr., Oberschulrat: Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator und sein Werk. 101.—105. T. Gr. 8°. 58 S. m. 11 Abb. 65 Pf., von 20 St. an je 60 Pf., von 50 St. an je 55 Pf.

Das Schwert des Geistes (Bibelauswahl) In handlichem Oktavformat und guter Ausstattung. 422 Seiten, auch mit Widmung für Konfirmanden und Brautpaare, geb. nur M. 2,50, von 10 St. an je 2 M., von 20 St. an je 1,75, von 50 St. an je M. 1,50, in Leder mit Goldschnitt M. 7,50.

Lutherbild als Wandschmuck (Vierfarbendruck) 20×24 cm gr., von Karl Bauer, München, St. 60 Pf., im Rahmen 5 M. und 5,50 M.

Volkserzählungen fürs deutsche Haus: Ahlemann, Joachim, Aus dem Herrgottswinkel des Lebens. — Kl. 8°. 119 S. Brosch. M. 1,—, geb. M. 1,50. — Trott, Magda, Eine Stimme rief. — Kl. 8°. 100 S. Brosch. M. 1.—. — von Meinhardt, Eugen: Sonnenschein (Michelstaler Geschichten). — Kl. 8°. 108 S. Brosch. M. 1,—, geb. M. 1,50.

Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W 10,
Friedrich-Wilhelm-Straße 2a :-: Postscheckkonto Berlin 18124.

G. Eichler, Kunstanstalt
Berlin S 42, Prinzenstraße 23
Fernruf: Moritzplatz (F. 1) 1056
Gegründet 1835
Antike und moderne Plastiken / Porträtbüsten
berühmter Männer / Blumenkrippen
Kunstformerei

Billig zu verkaufen aus Privatbesitz
Deutsche Literaturgeschichte
von Alfred Biese.
(89.-92. Tausend). 3 Bände mit zahlreichen Abbildungen, sehr gut erhalten, für nur 15.- RM.
Angebote an den Verlag dieser Monatsschrift unter D. L. erbeten.

Vom Konsistorium der Provinz Brandenburg empfohlen
Bibelführer
Ein Nachschlagebuch für gebildete Bibelleser zum Verständnis der Heiligen Schrift.
Von Wilhelm Braun, Prof. theol. in Heidelberg.
Umfang 388 S. Halbleinenb. RM. 4, Ganzleinenb. RM. 5.
Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. 48.

Von nachstehend bezeichneten
Unterhaltungsblättern
sind die Jahrgänge 1927 und 1928,
deren einzelne Hefte durchweg in gutem Zustande sind, zu den angegebenen Preisen zu verkaufen:
Das Buch für Alle (je 4 M.),
Daheim (je 5 M.),
Deutsche Illustrierte (je 2 M.),
Gartenlaube (je 5 M.),
Kladderadatsch (je 6 M.),
Kosmos (je 6 M.),
Reclams Universum (je 6 M.),
Die Umschau über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik (je 6,50 M.),
Velhagen u. Klasings Monatshefte (je 7 M.),
Welt und Haus (je 4 M.),
Westermann's Monatshefte (1926), (6,50 M.),
Woche (je 6,50 M.).
Angebote an den Verlag dieser Monatsschrift unter Z. 100 erbeten.

Die Mischehe
Praktisches Handbuch
für evangelische Mischehenarbeit
Herausgegeben
von Fritz von der Heydt.
Gr. 8°. VIII und 348 Seiten
In Ganzleinen geb. M. 6,-.
In der „Monatsschrift für Pastoraltheologie" 23. Jahrgang, Heft 7/8, heißt es über dieses Werk u. a.: „Es gibt kein besseres Werk, welches so allseitig über den Stand der Dinge orientiert und zugleich so Anleitung für die praktische Arbeit gibt, wie dieses Buch von der Heydts."
Mischehen-Kartothekkarten,
Taschenformat in verschiedenen Farben (weiß, gelb, grün, blau, rot).
Preise: 1 Stück 5 Pf., 50 Stück M. 2.- 100 Stück M. 3.-, 1000 Stück M. 20.-.
Erläuterungen z. Kartothekkarte 10 Pf.
Passende Holzkästen für 1000 Karten M. 15.-
Verlag des Evangel. Bundes
Berlin W. 10, Friedr.-Wilh.-Str. 2 a

C. Ed. Müller's Verlag
(Paul Seiler) Halle a. S.
Das klassische Jahrbuch Neue Christoterpe ist neu erschienen unter dem Titel
Das Jahr
Der neuen Christoterpe 51. Jahrgang
Begründet 1833 von Albert Knapp, neugegründet 1880 v. Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur
Herausgegeben von Oberkonſ.-Rat D. Gustav Scholz
Mit 6 Vollbildern und 4 Holzschnitten
In neuer künstlerischer Ausstattung
Ganzleinen RM. 6.-

- - Soeben erschien: - -
Erfüllung
Ein Büchlein von wohlgemutem Luthertum
Von Dr. theol. Leonhard Fendt
2. Auflage. — Gr. 8°. 28 S. 50 Pfg.
Verlag des Evang. Bundes
Berlin W 10 — Friedrich-Wilhelm-Str. 2 a

„Wartburg“

Versicherungsverein a. G. des Ev. Bundes ✦ Berlin W 10

Einzige rein evangelische Lebensversicherung

Ideale Vorsorge für Alter und Tod, zeitgemäße praktische Sparform auf gemeinnütziger Grundlage, Kinderversicherung

Ohne ärztliche Untersuchung / Einheitliche Monatsbeiträge von 1.- RM. an. Bei Unfalltod doppelte Summe / Mitversicherung gegen Krieg / Berufswechsel oder Aufenthalt unbeschränkt / Keinerlei Zuschläge oder Nebenabgaben

Neuzeitlich vereinfachte Verwaltung gewährleistet bei niedrigsten Unkosten höchste Gewinnanteile.

Lutherstadt Wittenberg,
Bezirk Halle.

Im Glöcknerstift ist ein Alumnat für Knaben eröffnet, die ein humanistisches Gymnasium oder eine zweisprachige Mittelschule besuchen wollen. Der Pensionspreis wird so niedrig wie möglich gehalten werden. Das Alumnat ist für Knaben bestimmt, deren Eltern in besonders bedrängten konfessionellen Verhältnissen leben.

Näheres durch Pfarrer Herrmann, Wittenberg, Bezirk Halle.

F. W. Jul. Aßmann
Lüdenscheid und Berlin SW.,
Schützenstraße 46/47.

Altardecken, Kanzel- und Taufstein-Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe und -Leuchter, Kron- und Wandleuchter, Kranken-, Kommunion-Geräte, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl-, Gedenk- und Liedertafeln, Hostien usw., Talare, Baretts, Bäffchen,

Kirchen-Fahnen.

Kataloge, Gutachten, Kostenanschläge gratis und portofrei.

Empfohlen von 21 Herren General-Superintendenten, 7 E. Konsistorien, vielen Herren Architekten und nahezu 8500 Kirchengemeinden.

Glücksucher

der fesselnde neue Roman von Paul Steinmüller erscheint im ersten Heft des neuen Jahres in Westermanns Monatsheften

Die besten Romane, die kulturell hochstehenden Beiträge aus Literatur, Kunst und Sport, die vielen hervorragenden Kunstbeilagen und Illustrationen machen Westermanns Monatshefte zur ersten Monatsschrift.

Das Januarheft mit dem Beginn des neuen Romans von Paul Steinmüller ist in jeder Buchhandlg. für 2 M. zu haben. Ein früher erschienenes Heft gegen Einsendung von 30 Pf. an den Verlag von Westermanns Monatsheften, Braunschweig, wird Ihnen unentgeltlich geliefert, damit Sie sich von der Schönheit und Reichhaltigkeit überzeugen können.

Der Reichsbote
die einzige rein evangelische Tageszeitung Deutschlands.

Bezugspreis nur 2,75 RM. monatlich, wozu noch das Bestellgeld hinzukommt.